

## 1. DISKUSSION

**Vorlage:** Die Thesen von Jens Ihwe, János S. Petöfi, Hannes Rieser und Teun A. van Dijk. Sie beziehen sich auf zwei in *Linguistische Berichte* 16, 1971 publizierte Textmodelle. Die „Möglichkeiten der Texttypologie auf der Grundlage expliziter Textgrammatiken“, die der Diskussion unmittelbar vorangehen, stellen in den Teilen I und II, 1 und 2 im wesentlichen eine schriftlich ausgearbeitete Fassung von ursprünglich die Diskussion einleitenden Statements dar. Teil II,3 ist neu hinzugekommen.

**Vorsitz:** Eugenio Coseriu.

**Raible:** Ich möchte die Konstanzer Gruppe um eine genaue Beschreibung dessen bitten, was unter 'narrativer Struktur' verstanden wird und wie sich das Verhältnis solcher narrativer Strukturen zur Textgrammatik darstellt.

**Rieser:** Hierzu vorab eine Korrektur. Ich habe in *Linguistische Berichte* 16 jeden abgrenzbaren Teilbaum als 'narratives Element' bezeichnet. Damit wäre praktisch jeder wohlkonstruierte Teilbaum eine narrative Struktur. Wir haben inzwischen gesehen, daß auf diese Weise jeder Text als 'narrativ' ausgezeichnet würde, womit die Theorie an Wert verloren hätte. In diesem Punkt hat das *Linguistische-Berichte*-Papier inzwischen eine wesentliche Änderung erfahren.

**Ihwe:** Narrative Strukturen werden als eine Untermenge derjenigen Texte verstanden, die aus einer Textgrammatik eines bestimmten Typs ableitbar sind. Kern unserer Aussagen über narrative Texte ist die Annahme, daß es eine empirisch verstandene Theorie des Narrativen mit einem bestimmten Verhalten gegenüber Texten zu tun hat. Die Eigenschaften eines gegebenen Textes, die mit diesem Verhalten korrelierbar sind, versuchen wir auf die semantischen Repräsentationen zu beziehen, die in den beiden Modellen vorgesehen sind. Wir haben uns dabei vor allem auf das Modell von Herrn Petöfi (Modell 2) konzentriert, weil dort eine Notation angewandt wird, die in etwa der Notation der modal erweiterten Prädikatenlogik entspricht, und die auch die Notation sein könnte, in die sich Aussagen über narrative Strukturen am besten übersetzen lassen.

Wenn ich das richtig sehe, ist das auch in der Vorlage von Herrn Wienold so [vgl. u. S. 146 f.]. Mit Hilfe einer prädikatenlogischen Notation können Grundelemente einer Theorie narrativer Strukturen angegeben werden, also Minimaleinheiten wie „Funktionen“, „Motiveme“ oder „Ereignisse“. Eine solche Einheit könnte prädikatenlogisch z. B. aus drei Propositionen bestehen, deren erste einen Anfangszustand, deren zweite einen Übergang und deren dritte einen Endzustand beschreibt. In Texten natürlicher Sprachen müssen dabei die erste und die letzte Proposition aufgrund von Präsuppositionen und Implikationen nicht unbedingt verbalisiert sein. Aus der 'Quantität' und der 'Qualität' der Propositionen können bestimmte, typologische Kriterien oder Annahmen über globale Strukturen von Texten gewonnen werden.

**Rieser:** Ich möchte noch einige Bemerkungen zu meinem Modell und zum Verhältnis zwischen den Modellen 1 und 2 machen. Mein Modell ist der Versuch einer Textgrammatik nach dem Vorbild der PSG-Grammatiken. Dies betrifft die syntaktische und die hypersyntaktische Basis. Die hypersyntaktische Textbasis in *Linguistische Berichte* 16 ist relativ klein und bezieht sich nur auf den Text „Herrn K's Lieblingstier“. Im Vergleich dazu ist die allgemeine, metatheoretische hypersyntaktische Textbasis wesentlich umfangreicher.

Auf der Grundlage eines solchen bezüglich der syntaktischen und der hypersyntaktischen Basis PSG-orientierten Textmodells, das an ganz bestimmten präterminalen Knoten semantisch interpretiert

wird, kann eine formale Texttypologie entwickelt werden. Vor das Textsymbol wird eine Matrize geschoben, die jene Informationen enthält, die durchlaufend für alle Sätze des Textes gelten sollen. Als Informationen dieser Art können die Symbole und Merkmale verwendet werden, die bereits im Aufbau der Grammatik vorkommen, beispielsweise Valenzbestimmungen des Verbs, Zusammensetzung der Basisemanteme, Angabe der Hyperonymie- und Antonymierelationen usw. Grundsätzlich handelt es sich bei meinen Vorschlägen zur Texttypologie um eine rein formale Theorie, deren empirische Relevanz nicht überprüft wird. Eine der grundlegenden Schwierigkeiten bei einer solchen Überprüfung ist das Faktum, daß es keine Taxonomie der Typologie objektsprachlicher Texte gibt, die es erlaubte, mit Hilfe einer Beschreibungssprache die formale Theorie und die empirischen Klassifikationen aufeinander zu beziehen. Eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß man zwar in die Matrize vor dem Symbol 'Text' handwerklich bestimmte Regeln, rekursive Folgen und weitere Elemente einführen kann, daß es aber aufgrund der Rekursivität nicht möglich ist, die Folgen genau zu übersehen. Hier wäre eine Überprüfung mit Hilfe eines EDV-Programms notwendig. Dieses Problem stellt sich m. E. bei jeder Grammatik, sobald sie etwas umfangreicher geworden ist.

Der Hauptunterschied zwischen meinem Modell und dem von Herrn Petöfi liegt in der Opposition zwischen einer linear festgelegten und einer nicht linear festgelegten Basis. Daß wir zwei Modelle ausarbeiten, hat einen doppelten Grund. Zum einen geht es uns um Aufschlüsse über die Leistungsfähigkeit von Grammatiken überhaupt. Die linear festgelegte Basis in Modell 1 hat bislang eine sehr schwache Erklärungsebene, d. h. es ist nirgends angegeben, aufgrund welcher Relationen zwischen Sätzen die Satzfolgen determiniert werden sollen. Es muß erst durch eine ziemlich langwierige heuristische Arbeit geklärt werden, welche Selektionsbeschränkungen zwischen Sätzen in objektsprachlichen Texten überhaupt vorkommen. Wenn beispielsweise das PSG-Modell die Präsuppositionen auf den verschiedenen Stufen (hypersyntaktische Textbasis, syntaktische Textbasis, Lexikonelemente) nicht behandeln kann, so erweist es sich als für eine Textgrammatik inadäquat.

Zum anderen soll ein Vergleich der Modelle ergeben, ob die wissenschaftstheoretischen Postulate der Allgemeinheit, Aufzählbarkeit, Adäquatheit und Entscheidbarkeit in textgrammatischen Modellen zu verwirklichen sind. Wir haben den Verdacht, daß dies für die Allgemeinheit und die Aufzählbarkeit nicht zutrifft. Wir haben uns darauf beschränkt, den Begriff 'Text', der zu einer Sprache L gehört' zu explizieren; von dem Postulat, alle und nur die Texte einer natürlichen Sprache aufzählen zu wollen, sind wir abgegangen. Bei der Adäquatheit handelt es sich zunächst um eine sehr schwache Form, nämlich um die, die es erlaubt, mit Hilfe eines Modells alle Texte der induktiven Ausgangsbasis abzuleiten. Wie Adäquatheit und Allgemeinheit über diesen induktiv gegebenen Bereich hinaus erreicht werden können, ist nicht genau abzusehen. Ähnliches gilt für die Entscheidbarkeit. Aus der bisherigen Arbeit kann nur festgestellt werden, daß Nachprüfbarkeit und Konsistenz erfüllbare Postulate sind.

**Weinrich:** Herr Rieser hat eben auf die Problematik des Postulats der Allgemeinheit aufmerksam gemacht und betont, daß es in seinem Modell wohl nicht zu realisieren ist. Diese Bemerkung bringe ich zusammen mit den Punkten 7 und 8 der 'Thesen' [o. S. 7].

Ich möchte hierzu eine kurze Überlegung wissenschaftstheoretischer Art anstellen. Mit Recht wird in diesen Erwägungen vorausgesetzt, daß eine wissenschaftliche Äußerung den Charakter der Allgemeinheit haben soll. Das Postulat der Allgemeinheit für eine wissenschaftliche Aussage, etwa über Texte, besagt jedoch nur, daß über die unmittelbare Anschauung eines konkreten Textes hinaus irgendeine Form von Allgemeinheit angestrebt werden muß, nicht aber notwendig die äußerst erreichbare Allgemeinheit. Wenn also beispielsweise dieses Colloquium ausdrücklich nach Texttypologie fragt, so ist thematisch durch die Formulierung des Themas ausgedrückt, daß nicht die äußerste Form von Allgemeinheit, die überhaupt in einer wissenschaftlichen Aussage über Texte möglich ist,

Thema dieses Colloquiums sein soll. Der Grad der Allgemeinheit ist also abhängig von den pragmatischen Zwecken, die man bei einer bestimmten Form von Erkenntnisinteresse im Auge hat. Für eine linguistische Textsortentheorie ist die adäquate Allgemeinheit diejenige, die eine oder mehrere Textsorten liefert.

Von hier aus möchte ich an die Konstanzer Gruppe folgende Frage richten: Wenn man zunächst die äußerst erreichbare Allgemeinheit in Form einer umfassenden und expliziten Textgrammatik anstrebt und dann von dieser äußersten Allgemeinheit wieder zurückgeht auf ein mittleres Abstraktionsniveau, so würde mich interessieren, ob die Auswahl der Matrizen, die vor- oder eingeschaltet werden können, selber durch die Theorie mitgesteuert wird. Oder kann man beliebig viele Matrizen dem Symbol 'Text' vorschalten? Dann erhält man nämlich auch beliebig viele Textsorten, und die empirische Brauchbarkeit der erhaltenen Textsorten ist nicht auszumachen. Ich hege die Befürchtung, daß auch die EDV-Anlagen uns in dieser Frage nicht weiter helfen, denn die Datenverarbeitung liefert uns nur Antworten auf Fragen, die wir auch explizit formuliert haben. Welches also sind die theoretischen Kriterien für die Auswahl und Anordnung von Matrizen, die auf der Grundlage einer erreichbaren expliziten Textgrammatik jene mittlere Allgemeinheit wieder sichtbar werden lassen, die von der Thematik dieses Colloquiums angestrebt wird?

*Ihwe:* Herrn Weinrichs Bemerkungen zur Allgemeinheit lassen sich m. E. nicht mit unseren Thesen zur Deckung bringen, da wir versucht haben, den Begriff der Allgemeinheit etwas schärfer zu fassen. Man muß unterschiedliche Begriffe von Allgemeinheit ansetzen und dann aufeinander beziehen. Wir gehen von drei solchen Begriffen aus: In These 3 vom wissenschaftstheoretischen Begriff der Allgemeinheit, in These 5 vom Begriff der Allgemeinheit, der in bezug auf eine gegebene Theorie qua These 3 eingeführt werden kann. Nach einer weiteren Spezifizierung in These 6, die sich zusammen mit These 7 auf These 5 bezieht, soll die Theorie so gebaut werden, daß sie die meisten Möglichkeiten bietet. In diesem Sinne ist die allgemeinste Theorie die leistungsfähigste, insofern sie die meisten Merkmale für formale Texttypologien zur Verfügung stellt. In These 9 ff. wird analog zu dem, was Herr Rieser eben [S. 15] gesagt hat, eine Relativierung des Begriffs der Allgemeinheit vorgenommen, weil man sich fragen muß, ob die Aussagen der Theorie für mehr als das Geltung haben sollen, wovon man in der Konstruktion der Theorie im Sinne von These 3 ausgegangen ist.

*Rieser:* Die Informationen, die in jene Matrizen gehen, die dem Text vorgeschaltet werden können, sind Informationen aus der Grammatik. Ihre Auswahl ist willkürlich. Wenn man die Matrize als Operationsregel Null an den Anfang stellt, dann müssen alle Merkmale, die sie enthält, durchlaufend für den ganzen Text gelten. Neben dieser ersten Möglichkeit einer Texttypologie mit Hilfe von vorgeschalteten Matrizen habe ich inzwischen eine zweite Möglichkeit ausgearbeitet. Sie besteht in einer enormen Erweiterung der hypersyntaktischen Textbasis auf etwa 2000 Regeln. Mit Hilfe dieser Regeln werden dann texttypologische Einsetzungsmatrizen konstruiert, die aufgrund von rekursiven Regeln eine unendliche Menge von Texttypen ergeben.

Meine Bemerkung über die Notwendigkeit des Arbeitens mit EDV-Anlagen bezog sich nicht darauf, daß ich hierbei Antworten auf nicht gestellte Fragen erwarte. Es geht nur darum, in Anbetracht der Komplexität und Rekursivität des Regelsystems die Folgen der Einführung neuer Regeln zeitsparend zu überprüfen.

*Weinrich:* Der Begriff 'unendlich viele Typen' scheint mir widersprüchlich zu sein. Ein Typus ist immer schon eine Abstraktion gegenüber einer größeren Vielfalt, d. h. die Aussage, es gäbe unendlich viele Typen heißt für die Praxis, daß es gar keine Typen gibt bzw. keine Möglichkeiten, Texttypen oder Textsorten in den Griff zu bekommen.

Herrn Ihwes Intervention läuft darauf hinaus, daß man verschiedene *Arten* von Allgemeinheit unterscheiden kann, je nachdem auf welcher Ebene man sich befindet. Meine Frage meinte aber, daß man verschiedene *Grade* von Allgemeinheit unterscheiden kann. Wenn man in einer bestimmten Untersuchung, in funktionaler Abhängigkeit vom Erkenntnisziel (hier: Textsorten) einen bestimmten mittleren Grad von Allgemeinheit anstrebt, hält man damit noch an einer gewissen Anschauung fest. In dem Maße, wie man die Untersuchung zum Allgemeinheitsspol verschiebt, gibt man Anschauung auf. Man darf aber nicht so weit gehen, daß die Anschauung völlig verloren geht, denn sonst wäre die Scholastik die beste Wissenschaft, die wir je gehabt haben. Ich halte es hier mit Wittgenstein: „Nichts ist verdächtiger als eine zu große Allgemeinheit.“\*

*Coseriu:* Ich weiß nicht, ob wir die Frage nach der Allgemeinheit so verschieben können. Herr Ihwe hat darauf hingewiesen, daß es unterschiedliche Arten von Allgemeinheit gibt, die verschiedene theoretische Ebenen betreffen. Daneben gibt es sicherlich noch eine technische Allgemeinheit und eine objektbezogene Allgemeinheit. Man könnte die Frage nach dem Grad der Allgemeinheit wohl nur in bezug auf jene Allgemeinheit stellen, die in allen diesen Arten impliziert ist.

*Ihwe:* Ich glaube nicht, daß das Verhältnis von Anschauung und Allgemeinheit in Herrn Weinrichs Sinn formuliert werden kann. Es ist klar, daß man die Frage nach der Allgemeinheit mit seinen Interessen und den Zielen, die man mit seiner Theoriebildung verfolgt, entscheiden muß. Ich frage mich aber, ob diese Entscheidung, die den heuristischen Prozeß bei einer Theoriebildung steuert, auch in den Begriff der Allgemeinheit aufgenommen werden kann, der sich auf die Theoriebildung überhaupt bzw. auf eine gegebene Theorie bezieht. Herr Weinrich zielt einen Begriff der Allgemeinheit an, der die gesamten wissenschaftspragmatischen Aktivitäten steuert. Unser Begriff der Allgemeinheit zielt auf die internen Prinzipien der Theoriebildung überhaupt und auf die internen Prinzipien innerhalb einer Theorie.

*Coseriu:* Herrn Weinrichs zweite Frage, die Frage nach den beiden Begriffen des Unendlichen, ist damit nicht beantwortet. Man könnte sich einerseits eine unendliche Reihe von Texten als ein größeres Unendliches, andererseits eine unendliche Reihe der Texttypen als ein kleineres Unendliches denken. Es würde sich dabei die theoretische und auch praktische Frage stellen, ob es sinnvoll ist, mit einer unendlichen Reihe von Texttypen zu operieren. Die Riesersche Technik würde dies meines Erachtens ohne weiteres zulassen.

*Ihwe:* Diese Technik wurde deshalb gewählt, weil sie gestattet, die formalen Möglichkeiten auszusuchen, die für bestimmte empirische Fragestellungen gerade nötig sind. Da überhaupt nicht abzusehen ist, was einen vernünftigen Ausgangspunkt für eine empirische Texttypologie darstellt, sehe ich im Augenblick keinen Grund, die Theorie dadurch im voraus einzuengen, daß ich mich auf bestimmte Texttypen festlege; denn auch dafür habe ich kein Kriterium zur Hand. Anders gesagt: Um die unendlich vielen Texttypen empirisch vernünftig einschränken zu können, muß man erst einmal unendlich viele dieser Typen haben.

*Coseriu:* Wie steht es mit den Matrizen, die willkürlich gewählte Indices oder Merkmale enthalten, einerseits, und den implizit gegebenen Textsorten andererseits? Herr Weinrich hat darauf hingewiesen, daß intuitiv gegebene Textsorten gerade nicht unendlich sein können.

*van Dijk:* Mir ist dies nicht klar, weil auch rein empirisch die Menge spezifischer Texttypen erweitert werden kann. Man sieht das schon in der Literaturgeschichte. Die Menge der Texttypen kann beliebig weiter differenziert werden.

\* Wittgenstein und der Wiener Kreis von Friedrich Walsmann, hrsg. von B. F. McGuinness, Frankfurt 1967, S. 103.

*Coseriu:* Dabei ergibt sich keine unendliche Menge von Textsorten, sondern eine Hierarchie, innerhalb derer man unendlich viele weitere Unterteilungen vornehmen kann.

*Weinrich:* Ich bezweifle nicht, daß man durch Differenzierung sehr viele Textsorten herstellen kann. Aber noch die letzte von sehr vielen Textsorten setzt voraus, daß sie einen Oberbegriff zu mindestens zwei Texten darstellt, so daß die Zahl der Texte immer noch größer ist als die Zahl der Textsorten.

*Rieser:* Mein Formalismus erlaubt es natürlich, jeden Text als eine Textsorte zu bezeichnen. Die Zahl dieser so verstandenen Texttypen muß unendlich sein, da ich ja immer neue Texte formulieren kann.

*Wienold:* In These 8 steht: „Nur die allgemeinste Theorie kann auch als Grundlage für typologische Klassifikationen herangezogen werden, da sie die meisten texttypologisch relevanten Merkmale spezifiziert.“ Gleichzeitig ist gesagt worden, daß man noch nichts darüber weiß, was für irgendwelche Texttypologien relevant ist [o. S. 10, 15]. Nun scheint mir die Begründung, man wolle nur die allgemeinste Theorie heranziehen, weil sie die meisten texttypologisch relevanten Merkmale liefere, überhaupt erst dann statthaft zu sein, wenn man weiß, was man mit einer Typologie anfangen will. Zwar ergeben sich von der Anlage der Modelle her sicher bestimmte interessante Gesichtspunkte für modellinterne Typologien. Aber wie interessant möglicherweise auch die Ergebnisse innerhalb des Rahmens der Modelle oder der Theorie sein mögen, sie gestatten keine Aussagen wie die folgende in These 11: „Es scheint uns evident, daß nur so verstandene Entwürfe für Textmodelle auch einen Aufschlußwert für die übrigen Textwissenschaften haben bzw. in deren Fundierung als Textwissenschaften eingehen können.“ Die Behauptung hat für mich gar keine Evidenz, weil ich nämlich nicht weiß – wenigstens nicht aus dem bisher Gesagten –, was in diesen Wissenschaften an irgendwie zu spezifizierenden Merkmalen gebraucht werden kann. Wie zahlreich oder wie interessant auch die modellintern sich ergebenden Typen sein mögen: Vom Ansatz der Modelle bzw. der ihnen zugrundeliegenden Theorie her kann nicht begründet werden, wieso derartige Typen außerhalb des Bereichs der Modelle interessant werden könnten. Die in *Linguistische Berichte* 16 gegebene Motivation, narrative Strukturen zu behandeln, scheint mir nur aufgesetzt. Eine Typologie machen und gleichzeitig etwas über narrative Strukturen sagen, würde m. E. einen weiteren Begründungsmodus erfordern, der aussagt, weshalb man über narrative Strukturen sprechen will. Da dies nicht geschehen ist, bin ich mir nicht darüber im klaren, wie Ansprüche nach Art der in den Thesen 8 und 11 formulierten aufrecht erhalten werden können.

*Ihwe:* Die beiden Modelle in *Linguistische Berichte* 16 sind im Sinne des vorher Begründeten [„Möglichkeiten“, Teil I, 4. (o. S. 10)] nicht auf Texttypologie angelegt, aber sie sollen natürlich auch diese Funktion erfüllen. Sie sollten sich mit empirischen Texttypologien – falls es solche gibt – auf einer vernünftigen heuristischen Grundlage verbinden lassen, um solche empirischen Texttypologien dann auch in eine umfassende Theorie einzubauen, wobei „umfassende Theorie“ im Sinne einer empirischen Theorie verstanden werden soll. Der Begriff der ‚narrativen Struktur‘ im Explicandum schien uns nun sehr gelegen, weil er eine enorme Rolle gespielt hat und noch spielt (in diversen Gattungspoetiken, in der Folkloristik, im Strukturalismus), weil er sehr vage ist, in allen möglichen Kontexten sehr viele Bedeutungen bekommen hat, und weil er auch auf sehr viele der traditionell eingeführten Genres angewandt werden kann.

*Schmidt:* Man sollte die Frage von Herrn Wienold ganz ernst nehmen, ob das bloße Bereitstellen von Faktoren, die man möglicherweise für eine Typologie gebrauchen kann, ein zulässiges und Erfolg versprechendes Verfahren darstellt. Alles hängt nämlich von der Frage ab, wozu man Texttypologien braucht. Für den Fall, daß eine Texttypologie sehr viel mehr von pragmatischen Gesichtspunkten bestimmt sein sollte, wäre das Riesersche Lager von Merkmalen trotz seiner Fülle von textinternen Merkmalen sicher sehr schlecht sortiert.

*Kummer:* Mir ist das Verhältnis von Analyse und Synthese in Herrn Riesers Modell noch nicht klar geworden. Die Transformationsregeln und Verknüpfungsoperationen bestehen für eine Synthese, in der jemand, der die Zusammenhänge intuitiv schon durchschaut, vorentschieden hat, wo Identität korreferentieller Art herrscht. Die Verknüpfungsoperationen in Modell I (*Linguistische Berichte* 16, 1971) scheinen ad hoc für den Text „Herrn K's Lieblingstier“ erstellt worden zu sein. Mir ist nicht klar, wie man, ausgehend von den Rieserschen Verknüpfungsoperationen, diesen ad-hoc-Charakter ausschalten und etwa in Generierungsrichtung beliebig erklären kann, wann eine Identität möglich ist, oder in Analyserichtung stets feststellen kann, wann eine Identität vorliegt.

*Rieser:* Ich habe PSG-Grammatiken gewählt, weil sie im Hinblick auf Analyse und Synthese weniger problematisch sind als Transformationsgrammatiken. Dazu kommt, daß für den Text „Herrn K's Lieblingstier“ nur Vorschläge für eine Synthesegrammatik gemacht wurden. Der Anspruch, daß die Grammatik in Analyse- und Syntheserichtung funktioniert, wurde nicht erhoben. Die Verknüpfungsoperationen selbst sind in der allgemeinst möglichen Form in der Metatheorie angegeben, d. h. in der Form „Zwei Sätze sind verknüpft, wenn ...“. Nach dieser metatheoretischen Anweisung kommen dann die in der Hierarchie niedrigeren Anweisungen für Verkettungstypen objektsprachlicher Art, z. B. für Proformen usw. Auf der dritten Stufe wird mit Hilfe von Transformationsregeln genau determiniert, welche Verknüpfungszusammenhänge in einem speziellen Text herrschen.

*Kummer:* Mir ist auch der Zusammenhang zwischen der Metatheorie und den Transformationen noch unklar. In einem System, in dem wirklich etwas generiert würde, müßten die metatheoretischen Forderungen in einer spezifizierten und expliziten Weise in die Transformationen eingehen. Mir scheinen hier zwei getrennte Ebenen oder Beschreibungsteile vorzuliegen, wobei die Transformationen speziell für die einzelnen Texte angegeben werden und nur metatheoretisch abgeleitet wird, welche generellen Verhältnisse zugrunde liegen.

*Rieser:* Dieses Argument sehe ich nicht ein. Die Metatheorie enthält ja Variable. In der Ableitung eines spezifischen Textes werden Spezifikationen dieser Variablen angegeben. Bei der Angabe von Transformationen werden dann genau diese Elemente spezifiziert. Es handelt sich also um ein Verhältnis von Variablen und Konstanten. Ich sehe nicht, welchen anderen Zusammenhang man zwischen der Metatheorie und der Ableitung eines individuellen Textes herstellen kann. Wenn man den Zusammenhang zwischen Variablen und Konstanten nicht sieht, ist unser Ansatz natürlich nicht verständlich.

*Kummer:* Bei Beschreibungen von Transformationen hat man in den Transformationen auch Variable stehen. Durch Substitution für diese Variablen treten konstante Elemente in einen Baum ein. Im Rieserschen Modell ist das Verhältnis zwischen Variablen und Konstanten jedoch völlig anders. Es handelt sich nicht einfach um Variable, die durch konstantes Material ersetzt werden, sonst müßten die metatheoretischen Regeln bereits in Form von Transformationen geschrieben werden, in denen dann die Variablen erscheinen müßten. Dies ist aber nicht der Fall. Der Zusammenhang zwischen den Rieserschen metatheoretischen Regelformen und den Transformationen ist sehr weit vermittelt.

*Wienold:* Das Problem besteht offensichtlich darin, daß die Rieserschen Verknüpfungsoperationen zwar den metatheoretisch spezifizierten Bedingungen genügen, daß aus den metatheoretischen Bedingungen aber nicht hervorgeht, welche Transformationen für Texte erlaubt sein sollen und welche nicht.

*Posner:* Ich möchte die Diskussion auf den Unterschied zwischen dem Rieserschen und dem Petöfischen Modell zurückbringen. Der Hauptunterschied zwischen den Modellen bestand in einer linearen bzw. nicht-linearen Textbasis. In den Bemerkungen der beiden Vertreter wurde gesagt, daß

syntaktische Regeln finden. Aber wozu man das machen wollte, darüber hat sich eben so gut wie niemand jemals Gedanken gemacht.

*Baumann:* Natürlich hat man sich darüber sehr ausführlich Gedanken gemacht und z. B. gesagt: solche Regeln muß ich finden, wenn ich über die Struktur des menschlichen Geistes mehr wissen will. Aber dies ist nicht das Problem. Die von Herrn Schmidt gestellte Frage läuft auf eine Rechtfertigung der wissenschaftlichen Beschäftigung überhaupt hinaus. Es ist also eine Frage, die nicht nur die vorliegenden Textmodelle betrifft. Herr Schmidt will die Vorstellung von der Pragmatik der Linguistik als intersubjektiv verbindlich im Sinne von These 9 verstanden sehen. Bei richtiger Einschätzung der wissenschaftstheoretischen Diskussion halte ich das nicht für möglich. Solche Fragen sind nur ideologisch zu beantworten.

*Coseriu:* Herr Schmidt wollte wahrscheinlich sagen, daß man die ganze Linguistik von der Pragmatik oder der Semantik her machen könnte, daß man bisher aber so verfuhr, daß man einen Bereich autonom behandelte, um dann hinterher doch etwas hinzuzufügen, was man vorher ausgeklammert hatte. Diese Vorstellung ist vielleicht etwas übertrieben, jedoch keineswegs falsch.

*Kummer:* Ich möchte die Diskussion auf die beiden Textmodelle zurücklenken und dort auf zwei Unterschiede hinweisen, die m. E. noch nicht genügend berücksichtigt wurden. Zum einen arbeitet das Modell von Herrn Petöfi mit Referenzindices, während das Modell von Herrn Rieser ohne Referenzindices auskommen will. Zum anderen wird der Text in Modell 1 (Rieser) als komplexer Satz behandelt, während in Modell 2 dieser Anspruch nicht erhoben wird. Ich möchte Herrn Rieser fragen, ob er starke Argumente dafür hat, daß ein Text ein komplexer Satz ist.

*Rieser:* Dafür, daß ich Texte als komplexe Sätze repräsentiere bzw. daß ich überhaupt so etwas wie einen Textbaum annehme, habe ich nur intuitive Gründe. Sie stützen sich zum einen auf die Abgeschlossenheit von Texten, die m. E. in einem Textgrammatikmodell dargestellt werden sollte. Zum anderen wollte ich genau abbilden, wie einzelne Satzfolgen untereinander in Texten verkettet sind – und zwar aufgrund von hierarchiehöheren, dominierenden Knoten. Es schien mir eine gute Lösung zu sein, z. B. pronominal-verkettete Sätze mit Hilfe von syntaktischen Regeln und Kategorien als hierarchiehöhere, satzüberschreitende Textkonstituenten abzubilden.

*Kummer:* Ich sehe ein starkes Argument gegen die Konzeption von Texten als komplexe Sätze in der sogenannten Rückwärtspronominalisierung. Sie ist im komplexen Satz möglich („weil er krank war, konnte Fritz nicht kommen“), sie ist jedoch nicht bei zwei aneinandergereihten Sätzen möglich.

*Rieser:* Die Transformationen arbeiten von links nach rechts; prinzipiell ist die Verwendung von Referenzindices dabei nicht ausgeschlossen [vgl. van Dijk/Ihwe/Petöfi/Rieser 1971:9]. Es ist aber auch möglich, Referenzindices durch andere Mittel auszudrücken, z. B. durch Indizierung bestimmter Ko-Hyponyme. Substituierte Elemente werden dabei als spezielle Ko-Hyponyme eines Hyperonyms klassifiziert. Ob diese Lösung oder diejenige durch Referenzindices vorzuziehen ist, bleibt eine Frage der Ökonomie.

*Coseriu:* Die Frage nach dem Verhältnis zwischen komplexem Satz und Text scheint mir noch nicht im ganzen beantwortet zu sein. Wenn auch die meisten Texte mit komplexen Sätzen isomorph sind, so ist doch nicht klar, worin gerade das Spezifische der Texte gegenüber den komplexen Sätzen besteht. Zudem gibt es Texte, die mit einfachen Sätzen isomorph sind. Das Problem der Spezifität von Texten bleibt also.

*Posner:* Ich gehe aus von einem Text wie: „Gestern traf ich ein Mädchen. Es war schön. Nein, es war nur hübsch.“ Behandelt man diesen Text im Sinne eines komplexen Satzes, so würde seine

semantische Interpretation einen Widerspruch ergeben. Sie würde über das Mädchen sowohl aussagen, daß es schön war, als auch, daß es nicht schön war. Wie wären in Modell 1 solche Probleme der semantischen Interpretation auszuschalten?

*Rieser:* Innerhalb von Texten sind natürlich Widersprüche semantischer Art zugelassen. Es fragt sich, wie man solche Erscheinungen behandelt. Z. B. kann man angeben, daß bei einer bestimmten Interpretation das Mädchen schön war, bei einer anderen aber nur hübsch. Man kann auch vorher die Relation von 'schön' und 'nur hübsch' im Lexikon definieren. Für mich ist im Augenblick nur der zweite Weg möglich. Ich kann aber keine Antwort darauf geben, wie ich das Problem lösen würde.

*Coseriu:* Das Lexikon spezifiziert zwar den Unterschied von 'schön' und 'hübsch', nicht aber die Selbstkorrektur, die der Sprecher in Herrn Posners Beispiel vornimmt. Es ging aber um die Frage, wie man Selbstkorrekturen behandeln würde.

*Sandig:* Ich möchte die Frage von Herrn Posner nochmals in der allgemeinen Form aufgreifen, ob für Herrn Rieser die Pragmatik im Text eine Rolle spielt. Auch wenn es mit Modell 1 möglich sein sollte, unendlich viele Texttypen zu spezifizieren, würde das Modell, das nur mit textinternen Merkmalen arbeitet, dort nicht ausreichen, wo beispielsweise Sprecherintentionen für den Text relevant sind.

*Rieser:* Es ist mir völlig klar, daß Modell 1 nicht ausreichen kann. Eine ganze Reihe von Phänomenen sind in diesem Modell nicht vorgesehen. Mein primäres Interesse liegt jedoch darin, erst einmal eine Grammatik funktionsfähig zu machen. Es erscheint mir wenig sinnvoll, ein Pragmatikmodell diskutieren zu wollen, solange man nicht weiß, welchen Umfang die Pragmatik haben soll und wie die Heuristik der Pragmatik beschaffen sein muß. Ich habe z. B. auch die Frage des optimalen Lexikons zurückgestellt, weil es ein formal sehr schwieriges Problem ist, Grammatiken so zu schreiben, daß sie bidirektional funktionieren.

*Baumann:* Herr Posner hat vorher [S. 20] das Problem aufgeworfen, wie man eine Stellungnahme indiziert, also mit Referenzindices versieht. Mich würde dieselbe Frage im Hinblick auf Modell 2 interessieren. Wie sehen die Referenzindices im einzelnen aus? Geht in diese Referenzindices so etwas wie „space of utterance“ und „time of utterance“ ein, die Beziehung Hörer-Sprecher oder sonstige situationelle Parameter? Weiterhin interessiert mich die Beziehung zwischen den Referenzindices und den lexikalischen Einträgen.

*Petöfi:* Bezüglich der texttheoretischen Operationen unterscheide ich zwischen ko-textuellen und kon-textuellen Textbeschreibungen. Zur ko-textuellen oder intratextuellen Beschreibung gehört das, was aufgrund der Grammatik (d. h. aufgrund des Regelsystems und des Lexikons) explizit darstellbar ist. (Zur kon-textuellen Beschreibung sind neben den grammatischen Informationen auch andere – synchrone und/oder diachrone – Informationen notwendig.) Sieht man diesen Unterschied, so kann man bei jedem Theorieschritt angeben, welcher Textbegriff mit der betreffenden Grammatik definiert ist. Es stellt sich in diesem Fall nicht das Problem, ob dieser Textbegriff einem intuitiven Textbegriff nahekommt oder nicht. Regelsystem und Lexikon können Schritt für Schritt im Hinblick auf die sprachliche Realität verbessert werden.

Wenn man vom Unterschied zwischen ko-textuellen und kon-textuellen Beschreibungen ausgeht, so gehören die von mir 'Referenzindices' genannten Elemente in den Bereich der ko-textuellen Beschreibungen. Die Referenzindices haben, grob gesprochen, drei verschiedene, u. U. texttypologisch relevante Teil-Strukturen. Der erste Teil gehört sehr eng zum Lexikon. Spricht man z. B. über Tische im allgemeinen, so konstituiert sich dieser Teil als eine einfache oder definierte Einheit. Spricht man z. B. über „große Tische“, so besteht dieser Teil aus zwei Einheiten. Wird schließlich über einen

literarischer Texte bedeutet das: Wer einen literarischen Text ohne Unterschied zu anderen Textsorten rezipiert, verfehlt seinen Charakter als literarischer Text“ [s. o. S. 68]. Man hat den Eindruck, daß hier aufgrund bestimmter kultureller Vorstellungen dem Rezipienten vorgeschrieben wird, wie er mit dem literarischen Text umgehen soll. Dabei wird nicht berücksichtigt, was Leser tatsächlich mit Texten tun. Ich denke dabei an jene berühmte Science-Fiction-Sendung, in der Lebewesen eines fremden Planeten in Amerika einbrachen, was ein großer Teil der Zuschauer dann für wahr hielt; oder umgekehrt an die bekannte Tatsache, daß bei einem länger andauernden Zeitungstreik die Leser nicht auf andere Nachrichtenmedien umstiegen, wie man erwartet hatte, sondern längst veraltete Zeitungen nahmen und diese lasen, um damit ihre Bedürfnisse zu befriedigen, ohne nach dem informativen Gehalt zu fragen. Wäre ein solches Verhalten nun als Fehlleistung aufzufassen, oder welche Möglichkeiten gäbe es, um einer Kategorie wie Fiktionalität einen etwas stärkeren empirischen Gehalt zu geben?

*Schmidt:* Das Verhalten gegenüber literarischen Texten ist immer Resultante eines bestimmten sozio-kulturellen Entwicklungszustandes. Insofern ist die Kategorie „literarisch“ zunächst einmal eine sozio-kommunikative Kategorie, und man muß sehen, ob man sie von daher auch zu einer textuellen Kategorie machen und die entsprechenden linguistischen Äquivalente dazu finden kann. Daher würde ich prinzipiell sagen: Wenn jemand die alten Zeitungen wieder hervorholt oder eine Science-Fiction-Sendung für wahr hält, produziert er falsche Einstellungen; hier wird einfach die Textsorte verfehlt und mit ihr die entsprechende Rezeptionshaltung.

*Stempel:* Wenn ich statt OMO zu kaufen, wie es mir ein Reklamespruch vorsagt, den Reklamespruch als solchen hübsch oder widerlich finde, habe ich dann die richtige Einstellung zum Text verfehlt?

*Schmidt:* Man hat dann genau die Intention des Autors eliminiert und verändert damit die Textklasse bzw. die Diskurssorte.

*Wienold:* Meiner Meinung nach hat man damit die Normierung nur verschoben. Wer schreibt denn vor, daß man bei der Rezeption eines Textes die Autorintention befolgen soll? Ich habe bei anderer Gelegenheit schon einmal auf die Rezeption des Romans *The Jungle* von Upton Sinclair hingewiesen, mit dem der Autor die sozialen Verhältnisse der litauischen Einwanderer, die in Chicago auf den Schlachthöfen arbeiteten, kritisieren wollte. Das amerikanische Publikum, das gar kein Interesse an der Lage der litauischen Einwanderer hatte, hat jedoch herausgelesen, daß bei den Schlachthöfen etwas nicht in Ordnung sei [Wienold 1971a:74; vgl. auch *Krech/Cruchfield* 1965:127 f.]. Die Intention kann also sehr stark verfehlt werden.

*Schmidt:* Autorintention ist nicht so zu verstehen, daß der Rezipient den Text nur dann versteht, wenn er ermittelt hat, welche Intention der Autor gehabt hat. Das kann ihm nur der Text selbst vorschreiben. Der Text „Kauf Sie OMO“ bringt eine durch Text und Kontext eindeutig spezifizierte Situation, der Text ist als performativer Text zu erkennen. Bei Upton Sinclair bietet der Text die Möglichkeit, über eine spezielle Autorintention hinaus andere Autorintentionen sinnvoll zu postulieren.

Der Leser kann den Text anders verstehen als der Autor, wenn er im Text selber Anschlußmöglichkeiten für sinnvolle Korrelationen auf andere Bezugssysteme findet. Das ist bei der Wirkung eines Textes auf längere historische Zeiträume natürlich immer gegeben, denn die Anschließbarkeit ändert sich mit den möglichen Korrelatsystemen.

*Coseriu:* Herr Wienold und Herr Schmidt sprechen von ganz verschiedenen Dingen: Die Probleme, für die sich Herr Wienold interessiert, gehören zur Soziologie und zur Phänomenologie der Rezeption der

Texte, die sich als literarisch präsentieren. Herr Schmidt ging es aber um die Abgrenzung der literarischen Kommunikation. Was mit diesen Texten soziologisch geschieht, ist eine völlig andere Frage. Im Hinblick auf Rezeption und Intention scheint mir, daß Herr Schmidt in gewisser Hinsicht die These von Herrn Stempel annimmt, wenn er sagt, es gebe verschiedene Instruktionen, z. B. Bezeichnungen wie 'Roman', 'Novelle' usw., und diese Bezeichnungen seien eine Art Appell an den Leser, den Text so oder so aufzunehmen. Es ist klar, daß dann die literarische Kommunikation eigentlich nur durch den Leser zustandekommt, wenn er dem Appell folgt. Nun ist es auch möglich, wie Herr Stempel sagte, daß etwas, was sich nicht als literarisch anbietet, literarisch gelesen wird. Man kann z. B. ohne weiteres Hegels *Phänomenologie des Geistes* als Literatur lesen und feststellen, daß sie großartige Literatur ist, oder die Geschichte der Philosophie von Bertrand Russell lesen und feststellen, daß sie sehr schlechte Literatur ist. Dies wäre sicher literarische Rezeption, weil literarische Rezeption nur denjenigen Bedingungen untersteht, die der Leser selbst stellt. Es wäre aber nicht literarische Kommunikation, weil für die Kommunikation auch die andere Bedingung, die entsprechende Intention des Autors, notwendig ist. Die Frage der Adäquatheit oder Nicht-Adäquatheit würde sich in diesem Fall also nicht stellen.

*Harweg:* Ich glaube, daß der Rezipient einen gegebenen Text nicht auf beliebige Weise verstehen kann. Die Frage aber ist, woran er erkennen kann, wie er ihn zu verstehen hat. Dabei ist meines Erachtens zunächst, und zwar speziell im Hinblick auf die Unterscheidung zwischen fiktionalem und nichtfiktionalem Verständnis, zu unterscheiden zwischen generellen und partikulären Aussagen. Denn die ersteren können meines Erachtens nur nichtfiktional und damit in Herrn Schmidts Sinne nicht polyfunktional, die letzteren hingegen können sowohl nichtfiktional als auch fiktional und damit in Herrn Schmidts Sinne polyfunktional verstanden werden. Aber auch im Falle dieser partikulären Aussagen oder Aussagenfolgen ist der Rezipient in seinem Verständnis derselben nicht frei. Denn ob eine partikuläre Aussage oder Aussagenfolge als fiktional oder als nichtfiktional zu verstehen ist, darüber entscheidet jeweils eine Art von explizitem oder implizitem Vorspanntext oder Vorspanntext-äquivalent. Ein expliziter Vorspanntext ist z. B. eine Witzankündigung, ein explizites Vorspanntext-äquivalent die Ankündigung *Roman* unter der Romanüberschrift – beide Ankündigungen zwingen dazu, den nachfolgenden Text als fiktionalen zu verstehen –, und implizite Vorspanntexte oder Vorspanntext-äquivalente schließlich sind bestimmte Daten der Sprechsituation.

*Schmidt:* Im großen und ganzen stimme ich dem zu; ich würde aber doch daran festhalten, daß im allgemeinen die Textzeichenmenge selber genügend Signale haben muß, damit man von Polyfunktionalität sprechen kann.

*Sandig:* Ich hätte gerne von Herrn Schmidt exemplifiziert, wie sich ein Aktionsprogramm der Sozialdemokraten vom November 1918 oder eine Rede Hitlers vom Januar 1933, die beide heute anders gelesen würden als damals, nämlich doppelbödig, und die vermutlich heute literarisch rezipiert werden könnten, einerseits von echten literarischen Texten und andererseits von den tatsächlichen historischen Texten unterscheiden würden.

*Schmidt:* Ein Text wie die Hitler-Rede schreibt seinen pragmatischen Kontext ziemlich eindeutig vor. Hitler hat ja nicht auf irgendwelche, sondern auf ganz bestimmte Kontexte hin gesprochen, und innerhalb dieser Kontexte wollte er ganz bestimmte Handlungsbereitschaften erzielen. Das macht ja gerade das politische Moment aus.

*Sandig:* Ich rezipiere doch diesen Text heute ganz anders.

*Schmidt:* Dann muß man die Möglichkeit haben, die Anweisungen auf ganz bestimmte pragmatische Kontexte soweit zu ignorieren, daß man es schafft, den Text aus seiner Kontextdeterminiertheit herauszulösen. Man müßte nun am Text überprüfen, ob das geht.

daß Texte als geordnete Instruktionsmengen wirken, wird auch in literarischen Texten durchaus beibehalten, denn es handelt sich ja weiterhin um verständliche Sprache. Aber die Art der Einlösung der Instruktion muß bei ihnen – und nur bei ihnen – auf eine ganz bestimmte Art durchgeführt werden. Darum ist die adäquate Rezeptionshaltung so wichtig. Bei der Lektüre eines literarischen Textes wird die mögliche Instruktionsmenge, die mögliche Referentiabilität, also die mögliche Anschließbarkeit des Textes festgestellt, und genau dieses Durchspielen ist dann auch das ästhetische Vergnügen, das man bei der Rezeption empfindet und das mir ein distinktives Merkmal für literarische Texte zu sein scheint. Daß man diese Rezeptionshaltung einnimmt, ist weitgehend bestimmt durch solche sozio-kommunikativen Erwartungswerte wie Fiktionalität. Diese ist insofern eine kommunikationssteuernde Kategorie, als sie als Signal an den Kommunikationspartner fungiert, eine bestimmte rezeptive Rolle einzunehmen.

*Weinrich:* Herr Schmidt hat in seiner Vorlage eine interessante und weitreichende Theorie entwickelt. Sie ist nämlich ein Versuch, sich von der statischen Zeichenlinguistik des Saussureschen Typus zu lösen und die Zeichen als Instruktionen zu verstehen. Nun haben wir verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, das für die Syntax anzunehmen. Die Regeln der Syntax lassen sich als Imperative denken, und zwar als Imperative des Sprechers an den Hörer, bestimmte Decodierungsleistungen zu erbringen. Das Possessivpronomen „mein“ z. B. kann als Instruktion formuliert werden, das folgende Substantiv für seine Determination auf die Vorinformation unter Berücksichtigung der Sprecher-situation zu beziehen. Wenn Herrn Schmidts Theorie richtig ist, müßte sich dieses Modell auch auf die Semantik übertragen lassen, so daß also beispielsweise das Wort „Haus“ nicht als Signifikant für ein Signifikat irgendwo in der Außenwelt aufzufassen ist, sondern als eine Handlungsanweisung an den Hörer, die Sinnesdaten der anstehenden Situation in bestimmter Weise zu ordnen und sich auf diese Weise situationsadäquat zu verhalten.

Die weitere Überlegung nun, was Fiktionalität bedeutet, kann vor diesem Hintergrund eines universalen Instruktionssystems gesehen werden. Fiktionale Texte sind dann solche Texte, die willentlich, nämlich in der Intention der Autoren, die Präzision der Instruktionen einschränken. Auf diese Weise wird dem Rezipienten ein bestimmtes Maß an Freiheit gewährt, das er beispielsweise zur Erzeugung von ästhetischer Distanz benutzen kann. Hier läßt sich nun an das Textsortenproblem anknüpfen. Ein literarischer Text ist in seinem reduzierten Instruktionscharakter vergleichbar mit dem, was sonst nicht Texte, sondern Textsorten mit dem Hörer und dem Leser machen. Textsorten haben ja gegenüber konkreten Texten ein gewisses Weniger an Instruktionen. Ich frage mich also, ob nicht vielleicht literarische Texte als individuelle *Texte* einen linguistischen Instruktions-Status haben, der dem Instruktions-Status von nicht-literarischen *Textsorten* entspricht.

*Schmidt:* Ich würde sagen: Ja.

*Coseriu:* Ich bin erstaunt, daß Herr Schmidt so schnell „ja“ sagt zu den Ausführungen von Herrn Weinrich, zumal es ihm doch um eine völlig andere Imperativität geht. Herr Weinrich hat die primärsprachliche Imperativität im Auge, die Imperativität der Sprache überhaupt, d. h. die Auslegungsinstruktionen, die im Sprechen implizit gegeben sind. Herrn Schmidt hingegen geht es um eine explizite und metasprachliche Imperativität, die z. B. als „Roman“ oder „Novelle“ usw. erscheint und den Text auf irgendeine Weise beschreibt. Diese explizite Imperativität darf nun mit der impliziten und primärsprachlichen Imperativität (einem Aspekt der „Appellfunktion“ der Sprache) keineswegs gleichgesetzt werden.

*Ihwe:* Mich würde interessieren, was nun tatsächlich im Text an Signalen vorhanden ist. Das ist ein Punkt, der irgendwie vorausgesetzt wird. Auch Herr Weinrich hat in seiner Präzisierung nur ein Beispiel gegeben, nämlich das Possessivpronomen auf der Ebene der Syntax, die offenbar eine Imperativsyntax sein soll.

*Schmidt:* So etwas wie Selektionsbeschränkungen sind ja nichts anderes als Imperative.

*Weinrich:* Ja, aber Imperative an den Hörer sind nicht notwendigerweise auch Imperative an den Linguisten.

*Schmidt:* Natürlich nicht. Der entscheidende Unterschied ist genau der, daß diese Imperative, die wir beide im Auge haben, an den Kommunikationspartner gehen und nicht an die Intuition des Linguisten.

*Weinrich:* Ich würde sogar so sagen: Wenn es etwa in der Generativen Grammatik Regeln gibt als formalisierte Anweisungen, bestimmte Methodenschritte (etwa: „Rewrite!“) vorzunehmen, so lassen sich diese Anweisungen fundieren in einem allgemeinen Instruktionssystem, das der Sprache als solcher eigen ist. Sonst wäre es völlig ungerechtfertigt, daß Linguisten einander Anweisungen geben.

*Ihwe:* Ich glaube, man muß sich aber jetzt doch einmal die Frage stellen, wie man diese pragmatischen Parameter, auf die man sich hier bezieht und die als selbstverständlich vorausgesetzt werden, überhaupt in einer vernünftigen Weise anvisieren kann. Man müßte doch Verfahren angeben können, wie man überhaupt zu den Begriffen und Kategorien, mit denen eine ganze Argumentation aufgebaut wird, kommen kann, d. h. auch, wie man sie mit empirischem Gehalt füllen kann, der von den augenblicklichen Konventionen unabhängig ist.

*Schmidt:* Mein Erkenntnisinteresse war, nach dem Vorverständnis, das man bis jetzt der Kategorie 'literarischer Text' gibt, zu fragen. Dieses Vorverständnis ist durch die historische Entwicklung entstanden und kann also nicht einfach wegdiskutiert werden. Es prägt unsere Erwartungen und auch unsere Erkenntnis. Meine Frage war nun: Kann ein solches Phänomen wie die Textsorte 'literarischer Text' überhaupt über eine textimmanente Analyse erreicht werden? In meiner Vorlage habe ich versucht zu zeigen, daß sie über pragmatische und linguistische, also nicht allein über linguistische Kategorien bestimmt werden muß. Die Frage, wie man das Ganze nun präzisieren könnte, um von „Vorverständnis“ und ähnlichen Kategorien wegzukommen, könnte man genauso gut umkehren und fragen: Was bietet mir die Linguistik an, um eine Textsorte zu definieren? M. E. muß der Versuch, Textsorten zu definieren, von vornherein im pragmatischen Bereich lokalisiert werden, und danach müssen die entsprechenden linguistischen Verfahren gesucht werden. Ich meine, man muß deshalb vom Text-in-Funktion ausgehen, weil er uns gegeben ist. Von einer bestimmten Textgrammatik ausgehen, hieße schon von einem konstruierten linguistischen Objekt ausgehen.

*Ihwe:* Ich verstehe den Unterschied nicht, der zwischen Pragmatik und Linguistik gemacht wird. Wenn die Linguistik solche Fragestellungen auch behandelt, kann die Trennung nicht beibehalten werden. Ferner ist, was als Evidenz vorausgesetzt und zugrundegelegt wird, für mich fraglich. Ich kann nur mit einer vernünftigen Heuristik klären, was diese Evidenz eigentlich ist. Es scheint mir eine sehr schlechte Empirie zu sein, die von irgendwelchen Evidenzen ausgeht und diese nicht mehr überprüft.

*Schmidt:* Diese Evidenzen sind ja nun nicht willkürlich entstanden, sondern im Umgang mit Texten. Die Einordnung dieser Texte in einen Texttyp 'literarisch' ist ebenfalls ein Phänomen, das ich zunächst einmal konstatieren muß. Es muß da nun geprüft werden, ob die Zuordnung zu einer bestimmten Kommunikationssorte gerechtfertigt werden kann, indem man an dieser Textsorte ganz bestimmte „Features“ eindeutig feststellt. Das scheint mir der einzig gangbare Weg zu sein.

*Raible:* Auch mich interessiert die Frage, was Herrn Schmidts Papier für eine Definition von Textsorten hergibt. Wenn ich richtig sehe, ist der literarische Text durch die ästhetische Kompetenz dessen, der ihn liest, definiert; und die ästhetische Kompetenz des Lesers dadurch, daß er den

*Harweg:* In Herrn Riesers Modell ist es so, daß die textsemantische Repräsentation immer eine einzelsprachliche ist. In Herrn Dresslers Modell dagegen ist die textsemantische Repräsentation identisch mit der einer universellen semantischen Metasprache, so daß also hier die in Herrn Riesers Modell angegebenen Zwischenschritte nicht gebraucht würden, d. h. man käme von der objektsprachlichen Realisierung der Ausgangssprache direkt zur universellen textsemantischen Repräsentation und von da zurück zur Zielsprache in ihrer objektsprachlichen Realisation.

*Rieser:* Dem kann ich nicht zustimmen. Das von mir skizzierte Modell setzt die vollständige Funktion einer Textgrammatik im Sinne von Herrn Petöfi voraus. Es ist gewiß reizvoll, von Pragmatik zu sprechen, aber man muß zunächst einmal klären, wie man die pragmatischen Parameter in einer Grammatik vernünftig behandeln kann. Solange dies nicht geleistet wird, muß ich ein Modell, wie ich es mir vorstelle, als Rahmentheorie haben.

*Kummer:* Dem muß ich widersprechen. Ich bin bei der Beschäftigung mit Modellen, wie Herr Rieser sie vorschlägt, zu dem Ergebnis gekommen, daß sie inadäquat sind, weil die Pragmatik ausgeschlossen ist.

*Heger:* Die Pragmatik ist eine Frage, die für die Übersetzungstheorie völlig uninteressant ist, denn in verschiedenen pragmatischen Zusammenhängen kann ein und derselbe Text auch dann stehen, wenn er nicht übersetzt wird, sondern als Originaltext von zwei Leuten gelesen wird, die völlig verschiedene Voraussetzungen mitbringen. Das ist ein altes Problem der Hermeneutik.

*Petöfi:* Meines Erachtens sind Übersetzungen nur mit Hilfe einer Textgrammatik, und zwar einer Textgrammatik mit nicht-linear festgelegter Basis, möglich. Denn in der übersetzten Form eines Textes muß man nicht nur eine andere Form, sondern in vielen Fällen auch eine andere Reihenfolge der Sätze festlegen können. Die Übersetzungsfunktion zwischen textsemantischen Repräsentationen wirft das Problem auf, ob eine Metasprache für alle Sprachen als allgemeine semantische Metasprache existieren kann.

*Dressler:* Wenn die thematische Basis über das, was man als einfachen Satz unmittelbar ableiten könnte, hinausgeht, wenn also ein ganzer Roman mit Haupt- und Nebenthemen gegeben ist, kann ich mir nur schwer vorstellen, wie man ohne jede Linearität auskommen soll.

*Petöfi:* Ich bin nicht ganz davon überzeugt, daß alle Völker die Argumentations- und Polyfunktionalitätsprozesse in derselben Reihenfolge vorbringen müssen. Deshalb weiß ich nicht, ob ich eine Linearität in der textsemantischen Repräsentation fixieren darf, denn die jeweiligen Themen müssen in den verschiedenen Sprachen nicht in eben dieser Reihenfolge vorkommen.

Was die pragmatischen Informationen betrifft, so bin ich derselben Meinung wie Herr Rieser, d. h. auch meiner Meinung nach können nur solche pragmatischen Informationen berücksichtigt werden, die innerhalb der gegebenen Grammatik operationalisierbar sind.

*Schmidt:* Das ist ein Scheinproblem, da Herr Petöfi ein Vorkommen von linearen Begebenheiten ebenso wenig ausschließt, wie Herr Dressler. Der Vorteil des Petöfischen Modells ist der, daß es auch nicht-lineare Verknüpfungen realisieren kann.

*Coseriu:* Herr Dressler hat die Übersetzungen als eine Textsorte behandelt und hat sich das Problem der Invarianz gestellt. Das ist sicherlich eine sinnvolle Fragestellung, aber es gibt auch andere Möglichkeiten, z. B.: Die übersetzten Texte nicht als eine Textsorte anzusehen. Denn die Textsorte 'Übersetzung' ist nicht mit einem narrativen oder einem juristischen Text vergleichbar, sondern sie

steht eigentlich den *Originaltexten* gegenüber. Wenn wir annehmen, daß man von Textsorte noch auf einer höheren Ebene sprechen kann, dann müssen wir daran denken, daß ein Text zu einem bestimmten Zweck geschrieben wird, d. h.: Sprechen und Schreiben sind finalistische Tätigkeiten und das Übersetzen ebenso. Beim Übersetzen geht es an erster Stelle darum, daß man erkennt, welches der Zweck des zu übersetzenden Textes ist. Dabei muß man sich die Frage stellen, welches die Invarianz ist, die unbedingt beibehalten werden muß, und welche vom Charakter des Textes nicht gefordert wird. Juan Luis Vives unterscheidet in dieser Hinsicht, und zwar zum ersten Mal in der Geschichte der Übersetzungstheorie, drei Arten von Texten: Texte, wo der Sensus übersetzt werden muß; Texte, wo die Wörter übersetzt werden müssen; Texte, wo sowohl der Sensus als auch die Wörter übersetzt werden müssen. Natürlich gibt es hier weitere Möglichkeiten der Differenzierung, aber diese Kriterien stellen sicherlich schon einen wichtigen Ansatz dar. Es wird dann deutlich, daß die textsyntaktische, textphonetische und textgraphematische Invarianz bei bestimmten Texten wichtig, bei anderen unwichtig sein kann. Auch Chomsky hat vor kurzem festgestellt, daß die Oberflächenstruktur zur semantischen Interpretation beitragen kann und meint, daß Fakten wie Rhythmus und Intonation im Text sinntugend sein können. Deshalb müssen u. U. auch diese Aspekte übersetzt werden. Auch von der graphematischen Seite der Texte kann man nicht von vornherein sagen, sie sei sekundär. Es geht also nicht um die Frage einer abstrakten Hierarchie dessen, was wir zu übersetzen haben, sondern um die Frage einer konkreten Hierarchie, je nach der Textsorte und je nach dem konkreten Text.

*Dressler:* Ich glaube, daß in der Basis alles das angelegt ist, was in der Saussure-Theorie im Signifié enthalten ist, also auch Rhythmus und Intonation. Alles andere ist nur vermittelt. Was für Schwierigkeiten sich bei der Übersetzung bei festgelegtem Rhythmus ergeben, wird deutlich in den Arbeiten, die ich in meiner Vorlage [1.1, o. S. 98] angegeben habe. Ich habe bei den Übersetzungen selbstverständlich nur den Sensus gemeint, denn die Wörter sind demgegenüber etwas Sekundäres.

*Rohrer:* Herr Dressler sagt, es gebe keine Invarianz bei Übersetzungen, aber es könne Äquivalenz geben. Er definiert diese aber nicht, wie üblich, symmetrisch, sondern asymmetrisch. Wie steht es dabei mit der Reflexivität?

*Dressler:* Die Reflexivität müßte gegeben sein, und die Tatsache der Intransitivität und der Asymmetrie zeigt sich bei den praktischen Übersetzungen. Es kann mir niemand eine Hin- und Herübersetzung zeigen, die denselben Ausgangstext ergibt.

*Coseriu:* Ich möchte Herrn Dressler um eine eindeutige Stellungnahme zum Problem der Invarianz bitten. Denn die Frage, ob Invarianz überhaupt anzustreben ist, ist noch nicht beantwortet. Daß es eine totale Invarianz bei Übersetzungen nicht geben kann, ist völlig klar. Eine totale Invarianz kann nur für denselben Text, denselben Sprecher, denselben Leser und denselben Augenblick gelten. Dann ist dies aber ein operationell nutzloser Begriff.

*Dressler:* Es hängt eindeutig von der Pragmatik ab, wieweit Invarianz anzustreben ist. Wenn die Übersetzung z. B. eine Aufgabe für Studenten ist, dann wird große Treue verlangt sein. Das gilt aber nicht für alle Übersetzungssituationen.

*Meyer-Hermann:* Ich wundere mich ein wenig, mit welcher Selbstverständlichkeit 'Übersetzung' als eine Textsorte neben Textsorten wie 'Argumentation', 'Gleichnis', 'Erzählung' usw. gestellt wird. Die Finalität des Übersetzens ist mit dem, was man die Finalität eines Textes nennte könnte, nicht vergleichbar, insofern letztere u. U. eines der textsortenspezifischen Kriterien darstellt, aus der erstere abzuleiten wäre. M. a. W., übersetzungstheoretische Überlegungen stellen in bezug auf das Problem, Textsortendifferenzierungskriterien zu erarbeiten, Meta-Überlegungen dar.

*Dressler:* Die Behauptung, daß eine Übersetzung eine eigene Textsorte konstituiert, meint natürlich Textsorten in einem anderen Sinn als dem bislang diskutierten. Diese Textsorte kombiniert sich mit den gebräuchlichen Textsorten. Die Textsorte „Übersetzung“ konstituiert sich eben wegen der finalistischen Tätigkeit, die Herr Coseriu für das Schreiben und Lesen mit Recht postuliert, denn der Übersetzer hat eine eigene finalistische Tätigkeit.

*Harweg:* Das würde ich gerne zugeben. Die Frage ist jedoch, ob die Übersetzung auch eine finalistische Kategorie ist, also eine Textsorte qua „Finalistizität“. Diese Frage würde ich verneinen. Die Übersetzung etabliert sich als Kategorie meines Erachtens allenfalls dadurch, daß sie ihr Ziel vielfach nicht hundertprozentig erreicht, d. h. daß sie nicht selten etwas „outlandish“, d. h. etwas fremdartig wirkt, nicht aber durch ihren finalistischen Charakter.

*Coseriu:* Ich habe eigentlich etwas anderes behauptet: Es ist nicht sinnvoll, von einer allgemein und abstrakt anzustrebenden Invarianz zu sprechen. Die Frage nach der anzustrebenden Invarianz kann nur in bezug auf bestimmte Textsorten und auf bestimmte Texte gestellt werden. Gewisse Invarianzen sind für einen bestimmten Text notwendig; andere Invarianzen können für denselben Text völlig belanglos sein, da der Text sie überhaupt nicht fordert.

*Dressler:* Ich möchte eine Konsequenz meiner Behauptung, daß die Übersetzung eine Textsorte ist, explizit herausstellen: Ein Übersetzungstext gibt durch Signale an, daß er ein Übersetzungstext ist. Wenn man sich die Mühe macht, wird man eine Reihe solcher Signale finden.

*Harweg:* Ich will die Existenz solcher Signale keineswegs leugnen, möchte nur noch einmal betonen, daß ich sie für ein Zeichen der Unvollkommenheit halte, die vielen Übersetzungen als Übersetzungen anhaftet. Es gibt aber auch Übersetzungen, denen man gar nicht ansieht, daß sie Übersetzungen sind, und die man, wenn überhaupt, so nur im Vergleich mit dem Original als solche erkennen kann.

*Dressler:* Es ist die Frage, ob eine Textsorte dann nicht besteht, wenn ein bestimmter Leser sie nicht erkennt.

*Brettschneider:* Wenn man annimmt, daß Textsorten durch irgendeine communicative force definiert sind, dann ist in dem Übersetzungstext die communicative force des Ausgangstextes plus die Übersetzer-Intention enthalten. Insofern unterscheidet sich der Übersetzungstext grundsätzlich durch ein Plus an communicative force, das aber für den Fall, daß möglichst genau übersetzt werden soll, sehr gering erscheint.

*Raible:* Es gibt, glaube ich, eine Möglichkeit, „Übersetzung“ und „Textsorte“ in eine Relation zu bringen, die den Intentionen des Colloquiums entspricht. Ich denke dabei an das Modell von Herrn Petöfi, das mit einer linear nicht festgelegten Basis arbeitet, und an seine Anwendung auf Brechts Text „Herrn K's Lieblingstier“, von dem eine Version in Gedichtform besteht, in der auch die Abfolge der Sätze eine andere ist. Herrn Petöfis Modell würde es leisten, aus einer textsemantischen Basis zwei verschiedene Texte abzuleiten. Im Sinne dieser Ableitbarkeit könnte man 'Übersetzung' verstehen als Überführung eines bestimmten Textes in eine andere Textsorte.\* Gleichzeitig hätte man innerhalb solcher Texte, die ineinander übertragbar sind, Klassifikationsmerkmale für eine bestimmte Hierarchie von derartigen Textsorten. Ich möchte Herrn Petöfi fragen, ob er glaubt, daß die Angabe derartiger Überführungsregeln in seinem Modell möglich ist, und ob man damit zu verschiedenen Textsorten kommen würde.

\* Vgl. dazu insbesondere unter dem Aspekt der Reduktion von Texten Raible 1972, Kap. 3.

*Petöfi:* In dem sogenannten Textomega [Text  $\Omega$ ] sind Grundinformationen enthalten, die bestimmen, welche Satzglieder in welcher Reihenfolge im Text vorkommen müssen. Ich kann dabei auch solche Informationen anwenden, die nicht nur die syntaktische (und/oder rhythmische) Form bestimmen, sondern auch die Wahl konkreter lexikalischer Einheiten in bezug auf eine semantische Repräsentation. Ich kann mir daher auch solche Übersetzungen vorstellen, die einen linearen, allgemein gängigen und akzeptierten Text einer bestimmten Sprache in einen Dialekt dieser Sprache übersetzen.

*Fuchs:* Ich halte es für wenig sinnvoll, die Umformung eines literarischen Textes in einen anderen unmittelbar mit der Übersetzung zusammenzubringen.

*Heger:* Man wird wohl anhand des Modells, das Herr Rieser skizziert hat, mit Fug und Recht sagen dürfen, daß grundsätzlich eine Textübersetzung unmöglich ist. Andererseits aber – unterstellt, daß man so etwas wie eine semantische Metasprache hat – ist es möglich, ein und dieselbe Informationsmenge, ein und denselben Sensus in verschiedenen Sprachen auszudrücken [vgl. Heger 1965:519 und 1971, § 1.3.2]. Das würde bedeuten, daß dann, 'wenn ich die semantische Metasprache über der gegebenen Informationsmenge zum Ausgangspunkt meiner Übersetzungstheorie mache, die Problematik der Symmetrie gelöst ist. Was in unserem Zusammenhang jedoch interessant ist, ist genau das, was übersetzungstheoretisch unmöglich ist, nämlich nicht die Übertragung von Informationsmengen von einer Sprache in eine andere, sondern die Übersetzung von Texten. Daraus ergibt sich notwendigerweise – weil eine absolut äquivalente Übersetzung unmöglich ist –, daß die Behandlung der Übersetzung im Zusammenhang mit der Problematik der Textsorten legitim ist.

*Sandig:* Wenn Übersetzungstexte durch eine Änderung der illocutionary force gekennzeichnet sind, dann muß man schon von einem Übersetzungstext sprechen, wenn von einer objektsprachlichen Repräsentation, also von einer intuitiven Textsorte, in eine andere in derselben Sprache, übersetzt wird. Herr Dressler hat gesagt, daß es in Übersetzungstexten spezifische Signale gibt. Ich würde mir aber nicht zutrauen festzustellen, ob die Gedichtform von „Herrn K's Lieblingstier“ die Übersetzung des fiktionalen Textes ist, oder umgekehrt.

*Ihwe:* Wenn man die Übersetzung als eine Textsorte einführt, setzt man eine Texttypologie voraus, auf die sich diese Textsorte beziehen läßt. Die Diskussion zeigt, daß sich eine Textsorte „Übersetzung“ mit dem, was man sonst üblicherweise unter einer Typologie von Textsorten versteht, überschneidet. Herr Coseriu hat das ganz deutlich gezeigt. Ist es richtig, daß man Übersetzung erst einmal ganz grob als eine sehr heterogene Textsorte ansieht, innerhalb derer sich dann wieder einzelne Textsorten aussondern lassen? Mir ist nicht klar geworden, warum z. B. ein beliebiger Text, der übersetzt worden ist, Kennzeichen aufweisen sollte, die ihn als Übersetzung klassifizieren. Man müßte dann schon in die großen pragmatischen Dimensionen hineingehen, über die wir noch nichts wissen.

*Dressler:* Wenn es hier um einen anderen Terminus für Tiefenparameter von Textsorten geht, so habe ich nichts dagegen. 'Sorte' gilt wohl allgemein als eine Typisierung von Varianten. Insofern kann man auch einen Oberbegriff 'Version' finden, der die Übersetzung und die angesprochenen Umformungen innerhalb einer Sprache deckt.

*Kummer:* Für die Definition von Übersetzungen als Textsorte scheint für Herrn Dressler am relevantesten zu sein, daß bei der Übersetzung eine neue Sprechsituation eingeführt wird. Das würde bedeuten, daß man die Textsorte im Sinne eines bestimmten Typus definieren kann, nämlich dadurch, daß jemand einen vorgegebenen Text interpretiert und dieses Interpretat unter einer bestimmten Zielsetzung in einer neuen Sprechsituation für ein neues Publikum wieder umsetzt in Sprache. Dieser Vorgang scheint speziell für die Übersetzung zu gelten und wahrscheinlich für keine

*Sandig:* Hierzu kommt natürlich die soziale Relevanz, die der Erlernung einer Textsorte beigemessen wird.

*Kummer:* Ich möchte Frau Sandig fragen, ob sie eine Vorstellung hat, wie eine Gebrauchsregel als Regel aussehen würde. Das wäre wahrscheinlich eine pragmatische Regel. Dies impliziert aber die Schwierigkeit, daß mit einer solchen Regel eine Art Norm für den adäquaten Gebrauch von Texten aufgestellt würde. Wie soll man derartige Normen feststellen?

*Sandig:* Ich kann nicht angeben, wie eine Gebrauchsregel zu formalisieren wäre. Zudem wird das Problem immer diffiziler, je höher man in der linguistischen Hierarchie ansetzt. Die angesprochene Norm ist wohl sozialer Art und müßte statistisch zugänglich gemacht werden.

*Coseriu:* Wenn wir Textsorten differenzieren wollen, müssen wir für die Texte eine besondere Inhaltsebene annehmen, die nicht mit der Inhaltsebene für Sätze zusammenfällt. Diese Inhaltsebene nenne ich die Inhaltsebene des *Sinnes*. Es gibt weiterhin *Texteinheiten*, die nicht mit den Sätzen zusammenfallen, aber durch Sätze ausgedrückt werden können. Ein Text besteht ebensowenig aus Sätzen wie ein Satz aus Wörtern. 'Satz' und 'Text' umfassen vielmehr jeweils spezifische funktionelle Einheiten. So kann man eine Textfunktion 'Frage' von einer Satzfunktion 'Interrogativsatz' unterscheiden, wobei sich diese Funktionen nicht unbedingt decken. Wir haben eine Textfunktion 'Antwort', für die wir in unseren Sprachen keine besondere satzgrammatische Kategorie haben. Es existiert eine Textfunktion 'Aufforderung', die sehr oft nicht mit der Satzfunktion 'Imperativsatz' zusammenfällt.

Bei den hier vorgelegten Versuchen wird außerdem durch gewisse Merkmale etwas charakterisiert, das mit den Textsorten eigentlich nicht viel zu tun hat. Es werden vielmehr *Sprecharten* unterschieden; denn solche Merkmale wie der Ersatz von *haben* durch *ham* sind nicht Merkmale für eine bestimmte Textsorte, sondern für eine bestimmte Sprechart. Man kann natürlich einer bestimmten Sprechart Gruppen von Texten zuordnen, aber dies wären immer noch keine Textsorten. Sprecharten und Textsorten sind vollkommen verschieden zu charakterisieren. Sprecharten sind beispielsweise niemals übertragbar, wogegen Textsorten auch mit nichtsprachlichen Mitteln ausgedrückt werden können.

*Sandig:* Ich habe die Form *ham* nicht als Merkmal gewertet, sondern als eines unter vielen Indizien für das Merkmal der Spontaneität.

*Coseriu:* Auch Spontaneität ist das Merkmal einer Sprechart, nicht einer Textsorte.

*Sandig:* Wie ist dann der Unterschied zwischen Textsorte und Sprechart zu verstehen?

*Coseriu:* Man kann spontan erzählen, man kann spontan beschreiben. Die Texte wären dann jeweils den Sorten 'Erzählung' und 'Beschreibung' zuzuordnen, ohne daß die Sprechart der Spontaneität davon betroffen wäre.

*Sandig:* Man kann jedoch bei einzelnen Textsorten eine typische Kumulation von verschiedenen Merkmalen feststellen. Darum geht es mir.

*Coseriu:* Das ist natürlich möglich.

Ich habe noch eine weitere Bemerkung zur Vorlage von Frau Sandig: Der dort verwendete Begriff von gesprochener Sprache scheint mir zweideutig zu sein. Einerseits ist damit nur die Wahl des

Kommunikationskanals gemeint; andererseits wird gesagt, daß auch schriftlich konzipierte Texte, die ja in gewisser Hinsicht zur geschriebenen Sprache gehören, gesprochen werden können. Hier wird unter 'gesprochener Sprache' offensichtlich etwas anderes verstanden.

*Sandig:* Diese Differenzierung beschreibe ich durch die Merkmalkombinationen [+ gespr], [+ spon] und [+ gespr], [- spon].

*Coseriu:* Warum sollte man nicht auch spontan 'druckreif' sprechen können? Z. B. spricht der größte Textlinguist aller Zeiten, Antonino Pagliaro, stets 'druckreif'.

*Sandig:* Das ist wohl ein Ausnahmefall.

*Rohrer:* Ich frage mich, welche Rolle Textfunktionen, wie sie Herr Coseriu eingeführt hat, für die Definition von Textsorten spielen könnten.

*Coseriu:* Das ist noch nicht geklärt. Mein Einwand war gerade, daß wir nicht zur Differenzierung von Textsorten kommen können, solange die Frage der Textfunktionen nicht beantwortet ist. Erst dann wird man sehen, wie es sich mit der Verteilung der Textfunktionen in verschiedenen Textsorten verhält.

*Kummer:* Hier zeichnet sich die Konsequenz ab, daß man als Basis für eine Textgrammatik in keinem Fall den Satz nehmen kann, sondern auf den Sprechakt, dessen Grenzen nicht mit den Satzgrenzen zu korrelieren brauchen, zurückgreifen muß. Die Funktionen von Sprechakten müssen in jedem Falle in eine textgrammatische Basis eingehen.

*Coseriu:* Eine Satzgrammatik kann Texte als solche überhaupt nicht beschreiben. Selbst wenn man versucht, die Satzgrenzen zu überschreiten, beschreibt man immer noch Sätze und verbleibt im Rahmen der einzelsprachlichen Grammatik. Wir müssen zwischen dem Text als *grammatischer Ebene* und dem Text als *Erscheinungsform* der Sprache scharf unterscheiden. Die grammatische Ebene des Textes ist eine mögliche Ebene der grammatischen Struktur einer Einzelsprache, die anderen grammatischen Strukturebenen (wie Satz, Wortgruppe, Wort) gegenübersteht und auf der im Rahmen der entsprechenden einzelsprachlichen Grammatik gewisse Fakten wie z. B. Satzverknüpfung, Wiederaufnahme, Vorwegnahme behandelt werden können. Der Text als Erscheinungsform der Sprache, d. h. die Ebene des Textes im Rahmen der Sprache überhaupt, steht der Ebene des *Sprechens* und derjenigen der *Einzelsprache* gegenüber, ist als solche grundsätzlich nicht einzelsprachlich und umfaßt über-einzelsprachliche Regularitäten. Diese Ebene, auf welcher man Textsorten wie Gedicht, Roman, Erzählung, Bericht usw. feststellt, hat mit der Ebene des Textes als Ebene der grammatischen Strukturierung in einer bestimmten Einzelsprache prinzipiell nichts zu tun.

*van Dijk:* Warum sollte man nicht im Rahmen einer Satzgrammatik formale Texte ableiten können, wenn man alle Bedingungen der Koordination angibt? Eine solche Satzgrammatik wäre stark und schwach äquivalent zu einer Textgrammatik, die ein Initialsymbol 'Text' expandiert.

*Brettschneider:* Selbstverständlich kann man das. Nur bekommt man dann keinen Text in dem von mir intendierten Sinne, sondern eine Art Makrosatz, bei dessen Ableitung eine Batterie von globalen constraints o. ä. im Spiel ist. Die Benennung 'formaler Text' ist eine terminologische Variante zu meinem Begriff 'Satz'. Ein 'Text' (in meinem Sinne) ist demnach etwas kategorial anderes als Herrn van Dijks 'formaler Text'.

*Harweg:* Wenn nicht ein Unterschied in der Größenordnung bestünde, wäre die Unterscheidung zwischen Satz und Text nicht mehr relevant. Ein Satz kann alle die kommunikativen Funktionen, die Herr Coseriu erwähnt hat, zugesprochen bekommen und ist deshalb noch kein Text.

*Coseriu:* Dem stimme ich zu, denn einen Sinn hat ein Satz niemals als Satz, sondern nur als Text.

*Baumann:* Ich glaube nicht, daß die Frage der Textfunktionen, die Herr Coseriu angeschnitten hat, vorrangig geklärt werden muß. Diese Textfunktionen sind wohl im Rahmen einer Sprachverwendungstheorie zu analysieren. Dies setzt voraus, daß das Problem der Sprachverwendung für das Problem der Textsorten relevant ist.

*Coseriu:* Die Sprachverwendungstheorie hat mit Sicherheit etwas mit Texten zu tun. Nicht die Farben sind ja das konstitutive Element der Malerei, sondern das, was man mit den Farben tut. Der Unterscheidung von Farbtheorie und Malerei entspricht die Unterscheidung von Sprachbeschreibung und Sprachverwendung. Die Sprache wird aber gerade in der Form von Texten verwendet. Daher kann man auch nach dem Zweck dieser Verwendung fragen und versuchen, die Einheiten zu bestimmen, die zusammen gerade den Zweck oder den Sinn des Textes ausmachen.

*Raible:* Es ist in diesem Zusammenhang zu überlegen, ob man nicht die Sprechakte im Sinne Searles als Textfunktionen ansehen könnte. Die Zahl der möglichen Sprechakte ist so ungeheuer groß, daß man versuchen muß, sie zu reduzieren. Dies kann man tun, indem man nicht Sprechakt und Text, sondern Sprechakt und Textfunktion gleichsetzt. Ein Text bestünde dann aus mehreren Sprechakten, die nicht durch Einzelsätze ausgedrückt werden müssen.

*Schmidt:* Die eigentlich kommunikative Potenz von Sprechakten müßte dann aber noch tiefer fundiert werden als in der pragmatischen Situation – nämlich in Interaktionstypen, die in der „Handlungsgrammatik“ einer Gesellschaft festgelegt sind und in einzelnen Kommunikationsakten manifestiert werden. Sprechakte sind in meiner Terminologie zweiseitige Strukturen, weil sie über die sprachliche Form hinaus noch an einem anderen Bedeutungssystem teilhaben. Die Tatsache, daß man z. B. von einem Medium zu einem anderen überwechseln kann, ist nur erklärbar, wenn man annimmt, daß ein bestimmtes Interaktionspotential realisiert werden soll, wobei man sich ganz bestimmter Strukturen bedient. Solche Strukturen sind im Bereich der Sprache der Text, verstanden als Textualität, und der Satz, verstanden als Satzfunktion. Text als Textualität wäre der Manifestationsmodus einer bestimmten sozialen Bedeutungspotenz. Solche Textualitätsformen wirken im tatsächlichen Sprechverlauf als Selektionsfilter, die die Auswahl aus dem jeweiligen Sprachsystem und die Koordination zu geordneten Ketten leiten. Die Linguistik müßte von einer Handlungsgrammatik ausgehen, um zu sehen, welche Texttypen ein bestimmtes soziales Interaktionspotential realisieren und wie die Art der Realisierung den Aufbau der Sprachzeichenmenge in einem bestimmten Text vorschreibt. Man muß sehen, ob die Aufgabe, sprachliche Funktionen zu beschreiben, nicht einen anderen Typ von linguistischer Theorie erfordert, in den man allerdings eine Menge von dem, was bisher schon an linguistischer Theorie erarbeitet worden ist, einarbeiten könnte.

*Sandig:* Wie soll eine solche Handlungsgrammatik aussehen? Normalerweise geht man im linguistischen Forschungsprozeß doch von kleineren Einheiten, die man als relativ gesichert ansieht, aus, um schrittweise zu größeren Einheiten zu gelangen. Hier wird jedoch der umgekehrte Weg vorgeschlagen.

*Schmidt:* Eine Handlungsgrammatik kann ich noch nicht vorweisen. Man könnte sie so konzipieren, daß man fragt, zu welchen beobachtbaren Zwecken Partner überhaupt kommunizieren. In einer allgemeinen Klassifikation bieten sich als Zwecke Partnerbezug, Informationstransfer, Selbstdarstellung und Lehre an. Diesen Kommunikationszwecken werden dann Makroverfahren der Kommunikation zugeordnet. Dann stellt sich die Frage, welche Arten von Texten diesen Sorten spezifizierter Kommunikationspotentiale entsprechen. Hier kann man mit Texttypen allgemeiner Art wie Aussage, Befehl, Feststellung, Assertion und Frage beginnen. Wenn man nun versucht, ein Faktorenmodell der

Kommunikation zu erstellen, wird sichtbar, was man von der bisherigen linguistischen Forschung zur Spezifikation gebrauchen kann.

*Kummer:* Der 'lange Marsch', den Herr Schmidt hier vorschlägt und den er selbst von einer mittleren Position aus beginnen will, kann noch weiter hinten angesetzt werden. So gibt es etwa Studenten, die sagen, daß zuerst die heutige spätkapitalistische Gesellschaft analysiert werden muß, um daraus die Kommunikationstypen, die es in der Gesellschaft gibt, abzuleiten. Dann wird man sehen, in welchen Situationen diese Kommunikationstypen auftreten und welche Texte schließlich in bestimmten Situationen gesprochen werden.

Außerdem ist die Typologie, die Herr Schmidt aufgestellt hat, noch unzureichend und müßte erweitert werden, wobei ich nicht sehe, wie das empirisch gemacht werden könnte.

*Schmidt:* Ich gehe noch etwas weiter und fange bei den Kommunikationsakten an.

*Grzyb:* Wenn ich das betrachte, was bisher zu den Kommunikationsprozessen geschrieben worden ist, kann ich nicht direkt einsehen, daß es Texte geben soll, die ohne aktuelles Vorwissen und ohne spezifische Kommunikationsintention funktionieren sollen, wie es Herr Brettschneider in seiner Matrix angibt. Ich kann mir allenfalls vorstellen, daß es Texte gibt, die als metakommunikativ zu bezeichnen wären.

*Brettschneider:* Ich gebe zu, daß das sehr vage Angaben sind. Meine Matrix mit ihren präventösen „+“ und „-“-Eintragungen möchte ich, in Anbetracht des Standes der Theorie und der Schwierigkeiten der empirischen Überprüfung, gar nicht so besonders ernst genommen wissen. Das „-“ bei „aktuellem Vorwissen“ und „spezifischer Kommunikationsintention“ soll nicht bedeuten, daß überhaupt keine Verständigungsbasis bzw. keine Kommunikationsintention gegeben ist, sondern vielmehr, daß diese Kommunikationsprozesse hinsichtlich bestimmter Komponenten der Verständigungsbasis (aktualisierender Bezug etwa auf die Gesprächssituation oder auf gemeinsame Erfahrungen) und der Kommunikationsintention (etwa Orientierung auf eine bestimmte Person oder Personengruppe hin) nicht spezifiziert sind.

Handlungen (oder was immer das wäre), denen die Komponente 'VB' (Verständigungsbasis) oder 'KI' (Kommunikationsintention) gänzlich fehlt – wenn es das ist, was Herr Grzyb meint – würden durch die Theorie der Kommunikationsprozesse gerade als in diesen Hinsichten defekte Kommunikationsprozesse ausgewiesen.

*Grzyb:* Wenn Frau Sandig in ihrer Vorlage sagt [o. S. 114], daß Introspektion und Befragung nur Aufschlüsse über das Wissen der Sprecher, also häufig über das Wissen der Linguisten von den Textsorten ergeben, frage ich mich, welche Methode sie überhaupt als Aufgabe der Linguistik ansehen will. Es gibt doch zumindest eine stark vertretene Richtung in der Linguistik, die gerade dieses Wissen des Sprechers von seiner Sprache zum eigentlichen Gegenstand der linguistischen Forschung erklärt. Auch Searle weist darauf hin, daß Verallgemeinerungen, die aufgrund sprachlicher Regeln gezogen werden, viel genereller und zwingender sind als Verallgemeinerungen und Schlußfolgerungen aufgrund statistischer Untersuchungen.

Dazu kommt, daß die Sachverhalte, die wir in der Linguistik zum Objekt haben, immer den Charakter eines 'fait accompli' haben. Das ist ein wichtiges Ergebnis der Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts. Man kann natürlich wie der Soziologe auf die Straße gehen, um dort Sprachuntersuchungen zu betreiben. Wenn man aber über Texte spricht, muß man zunächst

**Wienold:** Ich glaube nicht, daß ich Rezeptionsästhetik betreibe, denn ich habe Schwierigkeiten, den Begriff 'Ästhetik' überhaupt zu verstehen. Die Problematik liegt ähnlich wie bei dem Begriff 'Fiktionalität' [vgl. o. S. 59 ff., 72 ff.].

**Weinrich:** Ich möchte in diesem Zusammenhang noch auf eine Möglichkeit aufmerksam machen, sich Daten zu verschaffen. Das charakteristische Leserverhalten gegenüber literarischen Texten ist durch die Jahrhunderte unserer literarischen Tradition von den Autoren selber beobachtet worden, denn sie haben meistens die Wirkung ihrer Texte mitberücksichtigt. Es gibt in vielen literarischen Texten detaillierte Beschreibungen des gewünschten Leserverhaltens, oft auch des befürchteten Fehlverhaltens. Das berühmteste Beispiel ist Don Quijote, der die Ritterromane nicht mit genügender Distanz liest. Auch bei Flaubert und Balzac gibt es Beschreibungen dieser Art. Es könnte durchaus Gegenstand eines umfassenden Forschungsvorhabens werden, erst einmal die Daten aufzuarbeiten, die in der Literatur selbst zu diesem Thema zu finden sind, bevor eine systematische Beobachtung in dem von Herrn Wienold vorgeschlagenen Sinne hinzutritt.

**Wienold:** Ich bin nicht sicher, ob wir überhaupt Daten haben, und wenn es Daten sind, dann weiß ich nicht, wofür es Daten sind. Ich glaube, es sind vielmehr Anregungen zur Reflexion über Rezeption und weiteres Verhalten. Inwieweit diese Daten aber tatsächlich das Verhalten von Lesern beim Rezipieren abbilden, ist mir ganz unklar, schon deshalb, weil ich nicht weiß, inwiefern das, was wir uns bewußt machen, die wirklichen Vorgänge beim Rezipieren wiedergibt. Ich bin in meinem Ansatz auch nicht in der Lage, zwischen Fehlverhalten und richtigem Verhalten zu unterscheiden. Ich gestehe jemandem gerne zu, ein Verhalten als falsch zu beurteilen. Ich würde zu dem gleichen Urteil kommen, wenn ich die gleichen Normen hätte, aber in dem Zusammenhang, in dem ich jetzt arbeite, wären mir solche Entscheidungen schon viel zu weit vorgegriffen. Ich weiß auch nicht, in welcher Weise wir Autorenzeugnisse aufarbeiten sollten, ohne zuvor ein theoretisches Modell entwickelt zu haben, in dem wir etwas von dem, woran wir interessiert sind, explizieren können. Ich erinnere an die Arbeit von Pierre Macherey mit dem Titel *Pour une théorie de la production littéraire* [1966], die zeigt, daß Autoren sich bei der Produktion – bewußt oder unbewußt – nach bestimmten Regeln verhalten. Aus dieser Sicht ist die Relevanz der Autorenzeugnisse anzuzweifeln. Ich würde es für wichtiger halten, gezielt unter Einbeziehung bestimmter theoretischer Komponenten experimentelle Untersuchungen zu machen. Auch diese Methoden sind nicht unproblematisch. Denn selbst bei einer Veränderung im Enzephalogramm weiß ich immer noch nicht, wie ich diese physiologische Basis in Zusammenhang mit Texteeigenschaften bringen kann. Eigenschaften des Rezipientenverhaltens sind ja für mich nichts weiter als Indizes für etwas, was ich nicht weiß, solange ich den angezeigten Zusammenhang nicht herstellen kann. Insofern glaube ich schon, daß meine Fragestellung einen neuen Ansatz darstellt. Es gibt meines Wissens bisher keine Forschung, weder in der Linguistik noch in der Sozialwissenschaft, die systematisch versucht, strukturelle Eigenschaften von Texten, die in Modellen expliziert werden, mit strukturellen Eigenschaften von Verhaltensweisen, die ebenfalls in Modellen expliziert werden, zusammenzubringen.

**Kummer:** Wenn man Herrn Wienolds Methode begründen will, kann man auf einige frühere Versuche in dieser Richtung hinweisen, insbesondere auf die reiche Tradition psychologischer Bedeutungstheorien. In der Zeichentheorie von Charles Morris ebenso wie bei Charles Osgood [1968] wird die Bedeutung von Zeichen pragmatisch definiert als eine Verhaltensdisposition des jeweiligen Zeichenverwendenden. Diese Art von Bedeutungstheorie trifft man in der Psycholinguistik häufig an. Obwohl sie immer wieder angegriffen wurden, sind auch die neueren psycholinguistischen Bedeutungstheorien mehr auf Wirkung eingestellt als die Referenztheorien, die philosophischen Theorien und die linguistischen Bedeutungstheorien.

**Wienold:** Anregungen aus der Semiotik oder aus der Psycholinguistik würde ich bei vielen Fragestellungen berücksichtigen. Nur steht man bei psychologischen Ansätzen immer wieder vor der

Tatsache, daß die Psychologen immer noch zu stark linguistische Sprachbeschreibungen mit Funktionsmodellen des Gehirns in Verbindung setzen. Das Heil wird von den Linguisten erwartet. Darum versucht man ja immer wieder, die Transformationsgrammatik in Psychologie umzusetzen. Wenn man aber mit Stimulus-Response-Modellen arbeitet, steht man meist vor dem Problem, einen Stimulus hinreichend strukturieren zu müssen.

**Kummer:** Wenn wir hier über Psycholinguistik reden, so haben wir nur eine reduzierte Form im Auge, da wir die russische Psycholinguistik ausschließen. Dort ist man z. B. nicht von einem Stimulus-Response-Modell ausgegangen, sondern von einem Modell von Strukturierungen und Handlungsplänen.\*

Ein anderes Problem: In der Linguistik spricht man zwar von konnotativen Bedeutungen, es macht sich aber niemand die Mühe einer experimentellen Untersuchung. Hier scheint mir ein von der Linguistik vergessener Ansatzpunkt für eine Forschung, wie Herr Wienold sie anstrebt, zu sein. Mir scheint die momentane Schwäche seines Ansatzes darin zu liegen, daß von zu großen Einheiten ausgegangen wird. Man müßte die Wirkung auf den Rezipienten schon bis hinunter auf die Satz- und Wortbedeutung verfolgen. Ein längerer Text wäre dadurch gekennzeichnet, daß er eine ganze Kurve von solchen Wirkungsfaktoren durch einen Interpreten zieht.

**Wienold:** Ich kann mir vorstellen, daß man bei einer genaueren experimentellen Analyse auf kleinere Einheiten zurückgehen muß. Ob man dabei bis zur Wortgrenze oder darunter geht, kann ich aus der Sicht der wenigen informellen Arbeiten, die ich gemacht habe, nicht beantworten. – Den Ausdruck 'Konnotation' habe ich mit Absicht nicht benutzt. Mir ist die Bedeutungsvorstellung, die mit den Begriffen 'Konnotation' und 'Denotation' arbeitet, in dem Rahmen, den ich mir gesetzt habe, nicht klar. Wenn man etwa das Zeichenmodell Hjelmstevs mit den zwei Stufen 'Denotation' und 'Konnotation' und die Arbeiten, die sich daran anschließen, nimmt, dann wechselt die Beschreibungsstufe von der Denotation zur Konnotation erheblich. In der Konnotation wird in der Regel von größeren Einheiten ausgegangen, und von daher bekommt man dann etwas anderes für die Bedeutung der Einheit heraus, der man vorher eine Denotation zugeschrieben hat. Ich möchte versuchen, mit diesen Bedeutungsmodellen irgendwie anders fertig zu werden. Bei Erzähltexten ist es für mich gar nicht klar, ob die Bedeutung des Textes das ist, was erzählt wird und was man wiedererzählen kann. Man könnte sagen, daß die Bedeutung von Erzähltexten in der Veränderung bestimmter Zustände – z. B. Spannungszustände – beim Rezipienten besteht. Narrative Strukturen wären dann nur in diese weit tiefer liegenden Strukturen eingebettet. Insofern ist die Unterscheidung von Denotation und Konnotation in diesem Bereich völlig unklar.

**Coseriu:** Auch ich möchte Vorsicht im Gebrauch des Begriffs 'Konnotation' empfehlen. Bei Hjelmstev ist Konnotation nicht Eigenschaft eines Zeichens, sondern primär Eigenschaft eines Systems, dem ein Zeichen angehört. Von anderen Linguisten sowie von vielen Logikern und von gewissen Ästhetikern wird dieser Terminus mit einer völlig anderen Bedeutung verwendet.

**Weinrich:** Bei dem Versuch, den Rezipienten systematisch und experimentell zu beobachten, scheinen mir zwei unbekannte Faktoren mitzuspielen: Der eine ist das Ingesamt der Präsuppositionen beim Rezipienten, was Jaus den Erwartungshorizont nennt. Um den Erwartungshorizont beschreiben zu können, braucht man einen vorthoretischen Gattungsbegriff. Andernfalls wüßte ich nicht, wie man die komplexen Präsuppositionen beim Rezipienten überhaupt beschreiben wollte, wenn man diesen in eine experimentelle Situation versetzt. Der zweite unbekannte Faktor ist die Ungewißheit, in welchem Maße die experimentelle Situation selbst die Rezeptionssituation verändert. Aus der

\* Vgl. H. Hiebsch, *Ergebnisse der sowjetischen Psychologie*, Stuttgart 1969.

*Wienold:* Es könnte sein, daß beide Teile des Romans im großen und ganzen die gleiche Strukturierung haben; das würde mich nicht wundern, denn man findet ja auch bei gleicher Strukturierung sehr unterschiedliche Rezipientenverhalten.

*Coseriu:* Herr Wienold benutzt in seiner Vorlage den Ausdruck „Texte einer Sprache“, den ich für problematisch halte. Auch wenn Texte nur in einer Sprachgemeinschaft existieren, so sind sie nie Texte dieser Sprache, sondern sie entsprechen bestimmten Texttraditionen. Es ist beispielsweise möglich, daß das *Haiku* nur in der japanischen Sprache existiert. Dennoch ist es kein Text der japanischen Sprache, sondern es entspricht einer bestimmten Texttradition. Man kann das *Haiku* durchaus beschreiben und dazu bemerken, daß es nur in Japan existiert. Das erste betrifft das Sein des *Haiku*, das zweite sein Dasein. Mit der Einzelsprache haben solche sprachtypischen Textsorten jedoch kaum etwas zu tun.

*Wienold:* Der Ausdruck „Texte einer Sprache“ ist für mich so lange nicht problematisch, als ich tatsächlich weiß, um welche Sprache es sich handelt. Wenn es für meine Theorie wichtig wird, zwischen Texttraditionen und Texten, die in bestimmten Sprachen verfaßt sind, zu unterscheiden, dann würde ich diesen Unterschied einführen. Im Moment sehe ich dazu keine Notwendigkeit.

*Kummer:* Mir scheint der Ansatz von Herrn Wienold in seiner Radikalität nicht adäquat gesehen zu werden. Es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß hier die ganze Problemstellung gegenüber der Literatur wieder empirisch geworden ist. Man kann hier fragen, welche Funktion die Literatur generell hat, wie sie rezipiert wird, welche Wirkungen sie hat und warum sie produziert wird – Fragen, die man in der heutigen Literaturwissenschaft so leicht vergißt. Allerdings begibt man sich mit diesem Ansatz aus der Literaturwissenschaft eindeutig in den Bereich der Psychologie. Es handelt sich für mich hier um einen der wenigen Ansätze, bei denen die Übereinstimmung zwischen Realität und Konstrukten nicht zufällig wäre.

*Harald Weinrich*

## THESEN ZUR TEXTSORTEN-LINGUISTIK

### I. Thesen.

1. Die Literaturwissenschaft verfügt über den Begriff der literarischen Gattung. Dieser ist notwendig ein historischer (sozio-kultureller) Begriff.
2. Wenn die Literaturwissenschaft, außer den Texten der schönen Literatur oder Dichtung, auch nichtpoetische („expositorische“) Texte untersuchen will, ist der historisch-literarische Gattungsbegriff ohne besondere Schwierigkeiten auf diesen Untersuchungsbereich übertragbar.
3. Wenn die Linguistik Texte untersucht, verdient die historisch-literarische Gattung als pragmatische Vorgabe – neben anderen pragmatischen Vorgaben – Berücksichtigung.
4. Der linguistische Begriff Textsorte ist von dem historisch-literarischen Gattungsbegriff zu unterscheiden. Die beiden Begriffe können jedoch der Extension nach partiell zur Deckung kommen.
5. In der Linguistik besteht nur dann das Bedürfnis nach einer Textsorten-Linguistik, wenn die linguistische Theorie als ein Entwurf auf eine mannigfaltige Empirie verstanden wird.
6. Die für eine Textsorten-Linguistik unerläßliche Verbindung von Theorie und Empirie kann durch die Methode der Textpartitur gewährleistet werden. Die Textpartitur ist eine Matrix, deren Spalten durch einen empirischen Text und deren Zeilen durch eine (text-)grammatische Theorie gebildet sind. Die Theorie soll – versuchsweise – binär sein.
7. Die Textpartitur ist die Grundlage für eine (ebenfalls binäre) Textübergangs-Partitur. Diese analysiert die Textpartitur in jeder Partiturzeile auf gleiche und ungleiche Übergänge hin.
8. Morpheme der textuellen Junktion (Konjunktionen, makro- und mikrosyntaktische Gliederungssignale usw.) werden nicht in die Textpartitur, sondern direkt in die Textübergangs-Partitur eingetragen.
9. Gleiche Übergänge bewirken die Thematik (Kohärenz, Isotopie), ungleiche Übergänge die Rhematik eines Textes. Die Textualität eines Textes ist die Relation von Thematik und Rhematik pro Partiturzeile. Als Mittelwert der Textualität kann eine Relation gelten, bei der die Thematik gegenüber der Rhematik begünstigt ist.
10. Extreme Relationen in den Zeilen der Textpartitur wie auch der Textübergangs-Partitur sind textsorten-relevant. Eine Textsorte ist definierbar durch den Begriff Text als *genus proximum* und extreme Relationswerte einzelner Zeilen der Textpartitur und/oder der Textübergangs-Partitur als *differentiae specificaе*.
11. Zwischen dem Relationswert einer Zeile der Textpartitur und dem Relationswert der zugehörigen Zeile in der Textübergangs-Partitur sind in gewissen Grenzen Abweichungen möglich. Die Textsorte, zu der ein Text gehört, kann also im Einzelfall mehr durch sein Zeicheninventar (Textpartitur) oder durch seine Zeichendistribution (Textübergangs-Partitur) charakterisiert sein.

*Kummer:* Ich sehe gewisse Schwierigkeiten in der Herstellung der semantischen Übergangspartitur, wenn man darstellen soll, daß ein Lexem aus einem bestimmten semantischen Raum gewählt worden ist und im nächsten Satz ein Lexem, das ganz in der Nähe dieses Raumes seinen Platz hat.

*Dressler:* Herrn Weinrichs Partitur scheint mir im wesentlichen eine Ausgestaltung des von Amerikanern [vgl. Dressler 1972: 74] beobachteten grammatischen Parallelismus zu sein, den ich für eine relativ unbedeutende Strategie halte im Verhältnis zur pragmatischen und semantischen Kohärenz.

*van Dijk:* Ich glaube auch nicht, daß eine nur syntaktische Textpartitur irgendetwas ergeben kann. Natürlich ist es gut, wenn man so systematisch auf einem Level anfängt, aber es hat sich wohl herausgestellt, daß dies nicht unbedingt textsortenspezifisch ist. Ferner sind hier beinahe automatisch semantische und nicht syntaktische Kategorien aufgestellt worden, z. B. die Tempusfolge mit den zugrundeliegenden semantischen Strukturen beim Verb. Was von den Binärkategorien relevant ist, sind sicher nicht die syntaktischen Repräsentationen, sondern die zugrundeliegenden semantischen Strukturen. Weiterhin wurde den Verben ein besonderer Platz eingeräumt. Die Textkohärenz wird aber meiner Ansicht nach gerade nicht auf der verbalen, sondern auf der nominalen Ebene hergestellt.

*Junker:* Was geschieht, wenn man nun verschiedene Partituren übereinandergelegt hat, z. B. die semantische und die syntaktische? Wie wäre methodisch zu verfahren, wenn in manchen Feldern die Ergebnisse sich widersprechen, was sicherlich der Fall sein wird?

*Weinrich:* Die Schwierigkeiten bei der Herstellung einer semantischen Partitur stelle ich mir nicht gerade gering vor. Wahrscheinlich müßte überhaupt erst die Komponentenanalyse weitergetrieben werden; denn eine semantische Textpartitur ist notwendig eine Merkmal-Partitur. Ein Parameter wie [ $\pm$  menschlich] etwa, der ja in der Merkmal-Semantik eine gewisse Rolle spielt, dürfte in einer semantischen Textpartitur sicher eine gewisse Bedeutung haben und könnte beispielsweise für die Analyse narrativer Strukturen wichtig werden. Wenn man nun eine solche semantische Textpartitur erstellt und sie über die syntaktische legt und es ergeben sich dann Widersprüche, dann muß man diese Widersprüche mitinterpretieren, weil sie textsortenrelevant sein können. Daß für eine Textsortenlinguistik nur semantische und nicht syntaktische Gesichtspunkte relevant sein sollen, glaube ich nicht. Wenn man die Syntax nicht mehr als Satzlehre versteht, und schon gar nicht als Stillehre im Satz, sondern wenn man sie als eine textlinguistische Instruktionssyntax auffaßt, dann scheinen mir die wesentlichsten Gesichtspunkte, die hier verschiedentlich als semantisch bzw. als pragmatisch etikettiert wurden, in dieser Syntax enthalten zu sein. Die Tempusmerkmale z. B. sollte man nicht als semantische Namen für Verhältnisse der Außenwelt verstehen, sondern als syntaktische Verhaltensinstruktionen. Die Instruktion etwa, die in der binären Kategorie Besprechen vs. Erzählen steckt, ist imperativisch aufzufassen als die Anweisung eines Sprechers an einen Hörer, ein Textstück entweder als verpflichtend oder als nicht verpflichtend zu rezipieren. Natürlich muß man nachweisen, daß sämtliche Kategorien dieser Instruktionssyntax als Signale der Kommunikationssteuerung aufgefaßt werden können. Damit würde sich auch die Frage nach der Pragmatik ganz anders stellen. Ich frage mich nämlich, ob eine kommunikative Textsyntax nicht alle berechtigten Forderungen der Pragmatik erfüllen und damit eine eigene linguistische Disziplin Pragmatik überflüssig machen kann.

*Gottwald:* Wenn diese Textpartitur dazu dienen soll, mit Hilfe von Extremwerten Textsorten zu bestimmen, setzt das nicht den Begriff des Normalen voraus, in gewisser Weise also den Begriff eines neutralen Textes, der keine Textsorte ist?

*Weinrich:* Tatsächlich tritt im Laufe des Verfahrens das Problem der Normalität auf. Ich stelle mir vor, daß sich bei der Untersuchung möglichst vieler verschiedener Texte mittels der Textpartitur eine bestimmte numerische Relation als besonders wahrscheinlich herausstellt.

*Harweg:* Mir scheinen die verschiedenen Parameter von unterschiedlicher Relevanz für die Bestimmung von Textsorten zu sein. Von großer Relevanz scheint mir möglicherweise die Unterscheidung zwischen Vorschau und Rückschau, von geringer Relevanz hingegen ein Merkmalpaar wie Singular und Plural zu sein. Herr Weinrich versteht dieses Paar offensichtlich im morphologischen Sinne; das ist aber nur für bestimmte Sprachen sinnvoll. Andererseits sollte man, wenn man schon auf den Unterschied zwischen Singular und Plural achten will, dies nicht nur am Verbum tun. Denn das Verbum weist Numeruskongruenzen in den uns geläufigeren Sprachen bekanntlich nur mit dem grammatischen Subjekt und nicht auch mit dem grammatischen Objekt auf, und was dies impliziert, sieht man, sowie man bedenkt, daß ein und dieselbe Größe in einem Satz als Objekt und in einem anderen als Subjekt auftreten kann: die Maßnahme, die numerische Repräsentanz dieser Größe am Verbum abzulesen, muß, wie Herrn Posners Beispiel zeigte [o. S. 171], zu zwei verschiedenen Ergebnissen führen.

*Stempel:* Die Unterscheidung zwischen gleichen und ungleichen Übergängen erscheint im Ansatz interessant, wenngleich ihre verschiedenen Implikationen für mich noch nicht überschaubar sind. Besteht z. B. zwischen zwei Sätzen einer Sequenz ein Inklusionsverhältnis („Columbus entdeckte 1492 Amerika. Er stach am 3. September in See“), so läßt sich ein gleicher Übergang deswegen schon behaupten, weil die zweite Aussage lediglich ein Moment der ersten artikuliert und damit *eo ipso* die Kohärenz gewährleistet ist. Das Kriterium ist freilich inhaltlicher Art, und es wäre zu fragen, ob diesem nicht womöglich der Vorrang vor dem formalsyntaktischen gebührt; so könnte im vorliegenden Fall der syntaktische Übergang nach der „Übergangspartitur“ ungleich eingerichtet sein (etwa durch Veränderung des Numerus („...Die Schiffe stachen ... in See“)), ohne daß sich an der inhaltlichen Kohärenz etwas ändert bzw. der Informationswert der zweiten Aussage greifbar würde. Andererseits ist mit der syntaktischen Kohärenz bezüglich der Verbfolgen nicht schon gleich die inhaltliche gewährleistet (wenn sie auch in den vorliegenden Texten meist gegeben ist).

*Schmidt:* Herr Weinrich dürfte im Augenblick eigentlich noch nicht von Textsorten sprechen, sondern von Textteilsorten. Für eine vollständige Textsortenbestimmung müßten ja die verschiedenen Partituren, die syntaktische, die semantische, die phonologische, die pragmatische aufeinandergelegt werden. Eine Reihe von Fragen, die hier aufgekomen sind, entstehen wahrscheinlich dadurch, daß hier Textsorte schon als endgültige Bestimmung genommen wird und nicht gesehen wird, daß es sich nur um eine bestimmte Spezifikation einer möglichen vollständigen Textsortenbestimmung handelt.

*Dausendschön:* In der These 14 [s. o. S. 162] von Herrn Weinrich steht etwas von der kontrolliert veränderten Textpartitur. Es würde mich interessieren, welche Kontrollverfahren angewandt werden können, um eine Textsorte zu verändern. Ergeben sich diese aus bereits bestehenden Textpartituren und dem daraus ableitbaren Wissen über Textsorten, oder ergeben sie sich aus einem theoretischen Wissen über Textsorten?

*Coseriu:* Eine Partitur wie die von Herrn Weinrich kann nur syntaktische, zum Teil syntaktisch-semantische Textsorten ergeben. Es ist völlig unklar, wie es mit dem Verhältnis von diesen Textsorten zu den intuitiv gegebenen Textsorten (Erzählung, Bericht, Roman usw.) steht. Allerdings sind diese syntaktisch-semantischen Textsorten sicherlich einzelsprachliche Textsorten, da die verwendeten Kategorien eben einzelsprachliche (wenn auch *textbezogene* einzelsprachliche) Kategorien sind. Diese Kategorien können wohl zum Aufbau einer textbezogenen Grammatik verwendet werden, aber eine textbezogene Grammatik einer Sprache ist keine „Textgrammatik“, sondern immer noch eine einzelsprachliche Grammatik. Allgemeinsprachliche syntaktisch-semantische Textsorten sind vielleicht möglich. Aber um von allgemeinsprachlichen Textsorten dieser Art sprechen zu können, müßten wir eine Universalgrammatik haben, d. h. eine Aufstellung von Universalien, die je nach den einzelsprachlichen Gegebenheiten als syntaktische, als lexikalische oder als syntaktische und zugleich

lexikalische Fakten erscheinen können. Weiterhin läßt Herrn Weinrichs Partitur die sehr zahlreichen Texte außer acht, die aus einem einzigen Satz bestehen, wie z. B. Begrüßungs- und Anredeformeln, Sprichwörter, Maximen.

*Weinrich:* Ich meine, daß man auch Texte, die nur aus einem Satz bestehen, mitbehandeln kann, denn eine Textgrammatik schließt eine Satzgrammatik nicht aus. Aber ich würde mich weigern, für irgendeinen isolierten Satz eine Textpartitur anzufertigen. Ein Einzelsatz taucht ja in der Wirklichkeit nur in einer bestimmten, entweder situativen oder metasprachlichen, Umgebung auf, und diese Umgebung muß mitinterpretiert werden, womit wir dann doch eine größere Textpartitur hätten. – Im übrigen entdeckte ich in verschiedenen Diskussionsbemerkungen eine Versuchung wieder, der ich selber bei der Arbeit ständig ausgesetzt war, nämlich die Versuchung, in die Methode des Vorwissen über literarische Gattungen einfließen zu lassen und schon bei der Auswahl der Parameter im Auge zu haben, was wahrscheinlich dabei herauskommen könnte. Ich war also auch versucht, Singular und Plural als einzelne Kategorien auszuschalten in dem Bewußtsein, daß sie wahrscheinlich nichts ergeben; denn es sind mir keine literarischen Gattungen bekannt, die auf der Unterscheidung zwischen Singular und Plural beruhen. Generell wollte ich aber diesen Versuchungen widerstehen, um möglichst mit der methodischen Erarbeitung einer Textsorte nicht nur das zu bestätigen, was sowieso schon über literarische Gattungen bekannt ist. Ich wollte diese Methode gerade deshalb entwickeln, um möglicherweise eine neue, noch nicht durch eine literarische Gattung sanktionierte Textsorte entdecken zu können. Man kann eine neue Textsorte nämlich nicht ins Blaue hinein erfinden. Es empfiehlt sich vielmehr, von der analytischen Textpartitur eines empirischen Textes auszugehen, dann jedoch diese Textpartitur in ihren Relationen so zu verändern, daß in der spielerischen Variantenbildung neue Textsorten vorstellbar werden. Damit aber diese Variationen über eine gegebene Textpartitur nicht ins Unendliche schießen, ist es nützlich, die Textübergangs-Partitur zur Kontrolle im Auge zu behalten. Solange nämlich bei methodischen Eingriffen in eine gegebene Textpartitur die zugehörige Textübergangs-Partitur ihre Relationen nicht signifikant ändert, bleibt die Heuristik innerhalb eines variety pool, der dem Möglichkeitsraum der betreffenden Einzelsprache entspricht. Das Verfahren dient also insgesamt der Heuristik. Es antwortet auf die Frage: Wie ist in der Linguistik ein Ausprobieren möglich?

Wolf-Dieter Stempel

## GIBT ES TEXTSORTEN?

1.1 Die Themafrage nach dem Bestand von Textsorten kann heute nicht mehr mit der Unbefangenheit vergangener Zeiten oder gar im Anschluß an bestimmte Ideologien der literarischen Schöpfung gestellt werden. Ebenso unzulässig wäre es, sie pragmatisch als Folge unbefriedigender oder fehlgeschlagener Einzelanalysen zu verstehen. Die Entwicklung verschiedener Einzelwissenschaften hat vielmehr die Voraussetzung zur Erkenntnis geschaffen, daß es keine Rede ohne Rückführbarkeit auf generelle Muster gibt. Ob man mit dem Ökonomiebegriff, d. h. der notwendigen Regelmäßigkeit sprachlicher Kommunikation argumentiert, stilistische oder handlungstheoretische Ansätze wählt – in jedem Fall ist die Generizität als Bedingung interaktioneller Verständigung ein Postulat, das auf dieser allgemeinen Stufe von den Aporien um die Definition von 'Novelle', 'Roman' etc. ringender Gattungskundler ebenso unberührt bleibt, wie es die traditionelle Gattungslehre samt ihren Inkonsistenzen außer acht lassen kann. Es gibt keine Rede, die nicht generisch ist, und dieser Bestimmung vermag sich die Rede auch im metasprachlichen Bereich nicht zu entziehen.

1.2 Die grundsätzliche Generizität von Rede anzuerkennen bedeutet, für sie in gleicher Weise wie für die Sprache als solche die Dichotomie von Kompetenz und Performanz zu beanspruchen. Rede- oder Sprachverwendungskompetenzen werden vom Zweck und Ziel sprachlicher Betätigung bestimmt und bestimmen ihrerseits den Einsatz der linguistischen Kompetenz. Es erscheint im Augenblick wenig sinnvoll, in die Grundsatzdebatte darüber einzutreten, ob und wieweit die Sprachverwendung ein linguistischer Gegenstand ist (Lev Jakubinskij, der vor fünfzig Jahren die ersten Ansätze einer Sprachverwendungslinguistik entwarf, sah in ihr „die wichtigste Aufgabe der modernen Sprachwissenschaft“ [Jakubinskij 1923: 99]); ausschlaggebend für ihre Untersuchung ist allein das Postulat der Wissenschaftlichkeit, das in der erforderlichen Weise einzulösen die Verhältnisse freilich noch nicht erlauben.

1.3 Es ist bekannt, daß sich die Sprachwissenschaft in der Nachfolge von Saussure, von einigen Ausnahmen abgesehen, auf die „linguistique de la langue“ konzentriert hat; erst in letzter Zeit macht sich ein zunehmendes Interesse an Performanzerscheinungen bemerkbar. Der umgekehrte Weg ist der Theorie der Sprachverwendung vorgegeben. Er ist vorderhand noch weitgehend unerforscht, und über sein Ziel, Hypothesen über Verwendungskompetenzen zu bilden, sind konkretere Vorstellungen noch kaum entwickelt worden. Dementsprechend ungeklärt ist auch der Zugang, der von hier aus zum Problem der Textsorten führt. Im Grunde hat die traditionelle Gattungslehre die Problematik als solche schon erkannt oder vorausgesetzt: sie operierte einerseits mit den drei „Naturformen“ der Poesie (Universalien der Sprachverwendung, wie wir heute erweiternd sagen können), andererseits mit ihren historischen Ausprägungen und wechselnden Zusatzkennzeichnungen in Gestalt der Einzelgattungen, ohne daß freilich eine überzeugende Vermittlung zwischen beiden Ebenen erfolgen konnte. Das jeweilige *x*, das Lyrik, Dramatik und Epik zur Erzeugung der historischen Einzelgattungen benötigen, war und blieb zumeist die unbekannte oder aber unzureichend bestimmte Größe, für die die Naturformen, auch wenn sie in ihrer sprachlichen Fundierung erfaßt wurden (Personaldeixis), keinen direkten Ausgangs- oder Anhaltspunkt boten, es sei denn den ihrer Interferenz („lyrisches Drama“ etc.).

1.4 Einer naheliegenden Auffassung entsprechend ließe sich Textsorten der Status zuschreiben, der in der Linguistik als *Norm* bezeichnet wird (E. Coseriu): es handelte sich um historisch begründete Realisierungsgewohnheiten ohne eigentliche systematische Relevanz. Realisierung aber wovon? Im sprachimmanenten Bereich werden auf der Performanzebene die sprachlichen Regeln aktualisiert, auf deren Gesamtmenge die instrumentale Beherrschung einer Einzelsprache gegründet ist; die Norm

## 9. DISKUSSION

Vorlage: Wolf-Dieter Stempel

Vorsitz: Reinhard Meyer-Hermann

*Stempel:* Die in der Vorlage skizzierte Ansicht, daß die Untersuchung von Textsorten zurückzustellen sei zugunsten einer Beschreibung der Komponentensorten der Textkommunikation und der Systematik ihrer Kombinationsmöglichkeiten, soll an einem konkreten Beispiel erläutert werden. Ich beziehe mich dabei auf die Diskussion über die Vorlage von Herrn Schmidt, in der die Frage der adäquaten Rezeption zur Sprache kam, und beschränke mich auf die Sorten 'Intention' und 'Rezeption', sowie den *modus dicendi*, die in grober Vereinfachung jeweils nur binär spezifiziert werden. 'Intention' und 'Rezeption' werden auf das Paar 'praktisch'/'poetisch' festgelegt (die entsprechend der Definition des russischen Formalismus zu verstehen sind), der *modus dicendi* auf die Nichtverwendung bzw. Verwendung von Redefiguren ('sachlich'/'figuriert'). Aus der Kombination der einzelnen Komponenten lassen sich insgesamt acht Formen der Textkommunikation gewinnen, deren Realisierung nicht nur in unterschiedlicher Weise von der jeweiligen historischen Praxis abhängt (vgl. z. B. 3 gegenüber 4), sondern zudem systematische Restriktionen der Kompatibilität aufweist (6):

	<i>Intention</i>	<i>modus dicendi</i>	<i>Rezeption</i>
1	prakt.	sachl.	prakt.
2	prakt.	sachl.	poet.
3	prakt.	fig.	prakt.
4	prakt.	fig.	poet.
5	poet.	sachl.	prakt.
6	poet.	sachl.	poet.
7	poet.	fig.	prakt.
8	poet.	fig.	poet.

Für diese acht Fälle lassen sich folgende Zuordnungen vornehmen:

- 1: Gebrauchssprachliche Texte in der sozialen Praxis;
- 2: Gebrauchssprachliche Texte als Gegenstand ästhetischer Wahrnehmung (z. B. Zeitungstexte bei Peter Handke);
- 3: Der „klassische“ Fall rhetorischer Texte;
- 4: Analog zu 2 die ästhetische Wahrnehmung z. B. von Wahl-, Reklameslogans etc.;
- 5: (vgl. 7);
- 6: Inkonsistente Kombination, da sich in ästhetischer Rezeptionsperspektive scheinbar „kunstlos“ gefügte Rede als figuriert darbietet (lautliche Entsprechungen etc.);
- 7: Wie in Fall 5 kann es sich hier um metasprachliche Rezeption handeln (observer-Analyse eines poetischen Textes). Im Objektbereich ist hier einschlägig das praktische Verständnis eines poetischen Textes als politische, ideologische etc. Instruktion;
- 8: Der „klassische“ Fall der Dichtung.

Dieses recht simple Beispiel soll lediglich die Auffassung illustrieren, daß der Beschreibungsansatz für Textsorten in der Kombination von Komponenten gesucht werden kann. Diese Kombination eröffnet, abgesehen von der internen Strukturierung der Komponentensorten, die hier nicht zu veranschaulichen ist, die Möglichkeit einer Kompatibilitätssystematik, mit deren Hilfe ein historisches Inventar von Texten geordnet werden kann. Sinn dieses Verfahrens wäre, Einsicht sowohl in die generelle Systematik der Textkommunikation wie in den Bestand und die Entwicklung ihrer historischen Ausprägungen zu gewinnen. An eine umfassende Verwirklichung dieses Verfahrens ist im Augenblick noch nicht zu denken, wohl aber ließe sich die Konstruktion von Teilkombinatoriken ins Auge fassen.

*Coseriu:* Herr Stempel scheint, wie es sich aus dem Titel seiner Vorlage ergibt, die Frage, ob es Textsorten gibt, zu verneinen. Für Intention, Modus und Rezeption werden aber jeweils zwei Merkmale angegeben, die man in jedem der drei Fälle als konstitutiv für Textsorten betrachten könnte.

Es stellt sich außerdem die Frage, ob diese Merkmale überhaupt genügen. Denn eigentlich ist das, was hier vorgeschlagen wird, eine Charakterisierung von Texten vom Gesichtspunkt der poetischen Texte und der poetischen Rezeption aus. Das Kennzeichen 'praktisch' bedeutet eigentlich nur '- poetisch', 'sachlich' bedeutet nur '- figürlich'. Trotz der positiven Benennungen ist alles, was über das Poetische und Figürliche hinausgeht, eigentlich rein negativ gekennzeichnet.

*Stempel:* Daß die einzelnen Variablen in jedem der drei Fälle eigenständige Textsorten konstituieren können, wäre gerade zu bestreiten. Auch können die Komponentenkombinationen, an denen sie beteiligt sind, nach meinem Verständnis nicht als Textsorten aufgefaßt werden, wengleich sich ihnen Text(kommunikations)sorten der Empirie zuordnen lassen. Diese Zuordnung wird bei veränderter oder erweiterter Kombinatorik wieder anders ausfallen, je nach den generellen Anschlußkriterien eines gegebenen Textes.

*van Dijk:* Das Arbeiten mit Merkmalen ist aber nicht mehr als eine sehr grobe Klassifizierung und verhindert eigentlich die gesamte Theoriebildung. Zur Erklärung etwa der aufgestellten Komponenten braucht man aber eine Theorie der Werkproduktion und der Werkrezeption. In der Vorlage sehe ich weder eine solche Theorie, noch eine Heuristik.

*Stempel:* Über den Theoriebedarf besteht im vorliegenden Fall ebenso wenig Zweifel wie über die Unmöglichkeit, auf dem komplexen Gebiet der Textkommunikation, insbesondere des Textverständnisses, mit dem die Problematik der Textsorten unmittelbar zusammenhängt, zum gegenwärtigen Zeitpunkt brauchbare Theorien bereits einsetzen zu können. Die Auffassung, daß eine Theoriebildung durch den in der Vorlage skizzierten Ansatz gar verhindert würde, vermag ich freilich nicht zu teilen.

*Sandig:* Wenn man einerseits sagt, daß gebrauchssprachliche Textsorten komplexe Handlungsmuster darstellen, andererseits aber Textsorten wie exemplarische Einzeltexte festlegen will, stellt man normative Ansprüche an Textsorten, die man so nicht stellen darf. Eine Parodie etwa würde dabei nicht mehr erfaßt.

*Stempel:* Eine (Text-)Parodie ist insofern nicht einer den Mustertext bloß reproduzierenden epigonalen Imitation gleichzusetzen, als sie den Mustertext durch Über- und Untererfüllung karikiert. Den Ausschlag gibt dabei die spezifische *elocutio* der Parodie, die der des Mustertextes diametral entgegengesetzt ist (weshalb sich Parodien nicht wieder parodieren lassen, sondern allenfalls die Imitation als *pastiche* erlauben). Davon abgesehen kann gerade anhand der Parodie die Unterscheidung von literarischem Einzeltext und gebrauchssprachlicher Textsorte noch einmal gezeit

werden. Parodien lassen sich wohl nur auf einzelne literarische Werke beziehen oder aber auf die individuelle bzw. historische Gebrauchsweise von Textsorten (oder einzelner Komponentensorten), schwerlich aber z. B. auf den Brief, das Telegramm etc. als solche.

*Raible:* Für Herrn Stempel sind Gebrauchstexte eine Art Handlungsschema. Handlungsschemata sind nun nach Wilhelm Kamlah und Paul Lorenzen *alle* Zeichen. Könnte man sagen, daß bei einem als Handlungsschema aufgefaßten Gebrauchstext der ganze Text so etwas wie ein Kamlah-Lorenzisches Zeichen ist und daß die Bedeutung des Zeichens dann gewissermaßen die Textsorte wäre?

*Stempel:* Dieser Möglichkeit würde ich grundsätzlich zustimmen.

*Coseriu:* Gibt es eine Möglichkeit, zwischen adäquater und nicht-adäquater Rezeption zu unterscheiden?

*Stempel:* Roman Jakobson hat (in anderem Zusammenhang) den Fall erwähnt, daß nach Aufführung von Passionsspielen im Mittelalter das Publikum gelegentlich den Darsteller des Judas verprügelt hat. Sieht man von solchen Vorkommnissen ab, so hält es schwer, eine generelle Antwort zu finden, die befriedigen könnte. Man braucht nur an die stets unzulänglich diskutierte juristische Problematik zu denken, die sich gerade auf die Alternanz von praktischer/poetischer Rezeption bezieht, von einer schichtenspezifischen Relevanz der Dekodierung u. ä. ganz abgesehen.

Roland Posner

#### DIALOGSORTEN – DIE VERWENDUNG VON MIKROSTRUKTUREN ZUR TEXTKLASSIFIZIERUNG<sup>\*)</sup>

Texte sind Manifestationen der Sprachverwendung. Bei dem Versuch, die Verwendung sprachlicher Ausdrücke in einem Text zu beschreiben, stellt sich dem Linguisten die Aufgabe, die kommunikative Funktion des Texts in Beziehung zu setzen zu seiner grammatischen Struktur. Diese Aufgabe wird umso schwieriger, je umfangreicher und je weniger eindeutig die zu beschreibenden Texte sind.

Daher empfiehlt es sich beim gegenwärtigen Stand der Linguistik und Kommunikationsforschung, bei kurzen Texten mit eindeutig bestimmbarer kommunikativer Funktion<sup>1</sup> anzusetzen.

Ist es gelungen, für genügend viele Kleintexte eine Korrelation zwischen grammatischer Struktur und kommunikativer Funktion herzustellen, so kann man auch die möglichen Kombinationen dieser Kleintexte zu größeren Texten untersuchen. Wenn ein Kleintext als Teil eines größeren Textes auftritt, so erscheint seine grammatische Struktur als Mikrostruktur des Gesamttexts und die ihr zugeordnete kommunikative Funktion trägt zur kommunikativen Funktion des Gesamttexts bei. Die Grundfrage der Texttheorie, in welcher Weise die kommunikativen Funktionen der Teiltexthe die kommunikative Funktion des Gesamttexts determinieren und wie die kommunikative Funktion des Gesamttexts auf die Interpretation der Teiltexthe zurückwirkt, ist also nur mit Hilfe der Erforschung von Kleintexten zu beantworten.

In den folgenden Überlegungen geht es darum, wie sich die Ergebnisse der Kleintextforschung als Differenzierungskriterien bei der Textklassifizierung verwenden lassen.

Zunächst werden wir die berücksichtigten Kleintexttypen definieren und ihre Eigenschaften in einer Reihe von Thesen vorstellen. Danach soll gezeigt werden, wie sich größere Texte auf der Grundlage der in ihnen enthaltenen Mikrostrukturen charakterisieren lassen.

Dabei ist stets im Auge zu behalten, daß wir aus Platzgründen hier nur exemplarisch vorgehen können. Der Sache nach sind verschiedene Verallgemeinerungen möglich. Statt sich auf Dialoge zwischen gleichbleibenden Gesprächspartnern zu beschränken, könnte man die Problematik auf Texte mit wechselnden Gesprächspartnern erweitern. Statt bei der Mikrostruktur von Kommentierungen anzusetzen, könnte man auch andere Typen der Spezifizierung<sup>2</sup> einbeziehen. Der offene Charakter des Folgenden mag den Leser zu eigener Arbeit in der angegebenen Richtung ermuntern.

*These 1:* Durch die Äußerung eines selbständigen Satzes in Standardsituationen wird stets eine *komplexe Information*, bestehend aus mehreren Teilinformationen, mitgeteilt.

Selbst in dem einfachen Satz „Es regnet“ ist neben der Sachverhaltsinformation, daß Regen fällt, auch noch die Tempusinformation enthalten, daß dies zum Sprechzeitpunkt der Fall ist.<sup>3</sup>

*These 2:* Mit der Formulierung eines Satzes signalisiert der Sprecher dem Hörer die *kommunikative Relevanz*, die er den Teilinformationen zubilligt.

<sup>\*)</sup> Nach Abschluß des Colloquiums vorgelegter, nicht diskutierter Beitrag.

<sup>1</sup> Zum Begriff der kommunikativen Funktion vgl. Posner 1972, Einleitung 0.3.

<sup>2</sup> Vgl. Posner 1972, Abschnitt 3.4.

<sup>3</sup> Eine ausführliche Begründung ist zu finden in Posner 1972, Abschnitte 1.3 und 1.4.